P. o. rel. 1283 e

Tókai

Die Götterburg.

Zweiter Band.

1805

Die Götterburg.

Historischer Roman

von

Maurus Jókai.

Zweiter Band.

Alle Rechte vorbehalten.

Berlin 1884.

Otto Janke.

BIBLIOTECA
REGIA

Erstes Kapitel.

Das Leichenmahl.

Am frühen Morgen erklangen die Hörner von den Zinnen der Götterburg und riefen die Tuhudunen zum Leichenmahle. Das Begräbniß eines Führers galt als großes Fest bei den Geschlechtern, die dem Urglauben treu geblieben. Niemand möchte wegbleiben von den Bewohnern der Ortschaften, die zum Lehen der Burg gehörten. Dagegen beeilt sich auch kein Fremder, an der Feier theilzunehmen. So will es der Brauch des alten heidnischen Glaubens.

Die Weiber begannen schon daheim mit dem Weinen und sie hatten Grund genug dazu, denn

ein volles Jahr hindurch durften sie keine anderen Kleider tragen als solche aus ungebleichten Leinen und ungefärbten Schafwollstoffen; statt der bunten Haube nur ein schwarzes Tuch. So eilen sie auch zur Burg, Fichtenzweige in den Händen tragend. Manche unter ihnen sind berühmt als „Klageweiber", die Tag und Nacht nicht müde werden zu jammern und wie ein Platzregen zu weinen verstehen. Diesen gebührt der erste Platz bei der Todtenwache. Sie waschen den gefallenen Helden im heiligen Bache, bekleiden ihn mit seiner kostbarsten Rüstung und legen ihn auf die Bahre, welche über und über mit Seidenstoffen bedeckt ist. Unterdessen singen die Sänger bei Lauten- und Geigenklang endlose Heldenlieder über den gefallenen Kämpen, der unerschrocken und unverwundbar war im Kampfe. Jeder seiner Hiebe war eines Menschen Tod! Und nach jeder Strophe erheben die Klage-weiber ihr Wehgeheul: „Höre, höre doch, alter Dpour, welch' ein Held Dein Sohn gewesen, einen

solch' muthigen Kämpfer hast Du für immer verloren!" Und wieder beginnen sie zu weinen und zu heulen. Das ist so ihre Arbeit. Es ist Weiberart, die Todten mit Thränen zu betrauern . . . Der alte Rhabonban sitzt auf der Erde, am Kopfende der Bahre. Den Arm auf das Haupt des zahmen Löwen gestützt, lauscht er den Worten der Sänger: „Im Storchenmond besaßest Du noch der Söhne drei, o Rhabonban, drei wackere muthige Ritter, im Mond des fallenden Laubes sitzest Du nun allein auf der nackten Erde; zwei derselben haben die Juden*) getödtet. Wo ist der dritte? Sag' an, wo weilt er, warum sitzt er nicht an Deiner Seite?"

„Wie bist Du allein geblieben, greiser Rhabonban!" rufen jetzt im Chore die Klageweiber.

Er aber sitzt schweigend und betrachtet das Antlitz seines todten Sohnes.

---

*) Der Name der Christen bei den Heiden, von der Anbetung Jehovah's abgeleitet.

Nach und nach versammeln sich auch die Männer, die Waffengenossen und Freunde des todten Ritters; sie kommen zu ihrem stummen, todten Führer: „Gedenkst Du noch jener Zeit, in welcher wir zusammen gekämpft, am Fuße des Bucses? Du wirst nicht mehr in unseren Reihen die Streitaxt schwingen!“

Die Sänger summen nun Trostlieder von den Sonnengefilden des Jenseits, vom Reiche des ewigen Tages, wo Niemand des Schlachtengottes Söhne besiegt und wo all die Helden sich wiederfinden! Zsombor sei bereits auf dem Wege nach jenen Himmelsgegenden.

Und wieder ertönt der schrille Ruf der Weiber.

„Freu' Dich, freu' Dich, greiser Vater, auf den Gefilden der Sonne findest Du Deinen Sohn wieder!“

Die Schaar der Männer füllt die weite Todtenhalle, die Sänger spannen die Saiten zu einem Schlachtenliede: „Der Held kann nicht früher auf

die Gefilde der Sonne gelangen, bis nicht seine Genossen seinen Tod gerächt an Jenen, welche ihn getödtet.“ Das Geheul der Klageweiber artet in Toben und Rasen aus. Und Dpour Kelend hört all dies stillschweigend an.

Unterdessen wird draußen an der heiligen Quelle des Götterbaches, am Fuße des Lindenhügels eine riesige Grube ausgehoben, als ob darin ein ganzes Haus begraben werden sollte. An einer Seitenwand der tiefen Grube wird gegen Sonnen=aufgang eine hohe schlanke Pappel in die Erde ge=pflanzt; am Wipfel des Baumes weht das Banner des verblichenen Helden mit der goldenen Sonne. Sodann werden an den drei Seiten der Grube vierundzwanzig Eichenstangen aufgestellt, die oben zu Speeren zugespitzt sind. Eine Seite der Grube bleibt geböscht, von hier geht der Weg in die Tiefe.

Das ist der erste Tag, „der Tag der Todten=wache“. An diesem Tage darf Niemand Wein trinken noch Speise zu sich nehmen; nur Bier darf

getrunken werden. An jeder Jahreswende dieses Tages werden die Freunde des Hingeschiedenen sich bei einem hiezu auserlesenen „Rächer“ zusammenfinden, den die alten Schriften „Dusinik“ nennen, um das Erinnerungsmahl bei riesigem Biergelage zu begehen.

Der zweite Tag ist der Tag des „Todtengeleites“. Es versammeln sich aus der ganzen Umgebung die Anhänger des tuhuduniſchen Glaubens: die verschollenen Priester, deren Oberhaupt, der Taltos, in der Götterburg wohnt und in heidnischer Weise opfert.

. . . Wenn der erste Sonnenstrahl hinter dem Gipfel der Bucses-Alpe hervorbricht, erdröhnt der Posaunenschall der Horkaze und es erklingt der Sang der „Trauer-Jungfrauen“: „Der Morgen kam mit schimmernd-goldnem Dämmer!“ Von der Opferpauke erschallen sieben Schläge zum Aufbruche mahnend: Opour Kelend erhebt sich jetzt von seinem Sitze. Nun erst ist's Zeit zum „Abschiednehmen“.

— Er zieht ein krummes Messer aus seinem Gürtel, erfaßt mit der Linken seinen vom Haupte herab=wallenden grauen Zopf, schneidet diesen ab und giebt ihn seinem Sohne in die Hand. Das ist das größte Opfer, welches ein Tuhudune und Szekler zu bringen vermag. Nun hat der Todte sein kostbar=stes väterliches Erbe in Händen und kann vor Gott Damasek erscheinen.

Die Kadare führen jetzt das Schlachtroß des Todten vor; es ist das Lieblingspferd des Ver=blichenen, vom Kopf bis zu den Hufen mit schwarzer Seide behangen, geschirrt und gezäumt. Der todte Held wird von seinen Waffenbrüdern in den Sattel gehoben; man bindet seine Füße an die Steigbügel, seine Hand an den beflaggten Speer, der vom Halsriemen in die Höhe ragt. Dann setzt sich der Zug in Bewegung. Der Todte geht „Abschied nehmen". — Innerhalb der Ringmauern der großen Götterburg dehnen sich ganze Häuserreihen aus. Der Trauerzug hält vor jedem Thor. Da wohnt

ein treuer Freund, dort ein guter Bekannter des Verstorbenen. Der Horkaz Kajon, welcher das Pferd des todten Helden am Zaume führt, bleibt bei jedem Hause stehen, ruft im Namen des Todten das Abschiedswort in das Thor und fordert die Leute auf, ihm das Geleite zu geben.

Alle folgen zu Fuße, der Todte allein ist zu Roß; vor ihm werden seine Banner, Waffen, Trinkhörner, Speisegeräthe, Jagdhunde und sein Lieblingsfalke getragen, seine vierundzwanzig Pferde folgen nach, dann kommen die leidtragenden Männer barhaupt; den langen Leichenzug beschließt aber die Schaar der Weiber. —

Die Sonne hatte schon den Zenith erreicht, als der Abschiedsgang zu Ende und der Leichenzug beim heiligen Bach anlangte, wo die große Grube gegraben war. Auf dem Hügel über der Quelle hatten sich die Jungfrauen versammelt, im flatternden Haare aus duftigen Kräutern gewundene Kränze tragend.

Vor der Böschung der Grube hielt der Zug. Die Kadare bildeten einen Kreis, in dessen Mitte der todte Reiter und der Rhabonban standen. Drei Posaunenstöße zeigten nun an, daß Stille herrschen möge, damit man Kajons Worte vernehmen könne:

„Theure Freunde, liebe Tuhudunen-Brüder! Ihr seht, der edle und tapfere Held Zsombor Opour zieht nun hinab in den Schoß des Erdgottes. Von da wird er bald in das Reich des Sonnengottes gelangen. Nimmermehr werdet Ihr ihn hienieden sehen. Drum, wenn irgend Jemand von Euch eine Forderung haben sollte, so möge er vortreten, auf daß er befriedigt werde und der Verblichene nicht die Last einer Schuld hinüber ins Jenseits nehmen müsse!“

In Folge dieser Aufforderung traten Mehrere aus der Volksmenge hervor. Diesem hatte er einen Stier, Jenem ein Roß versprochen, Einem seinen glänzenden Streitkolben, dem Anderen sein Panther-fell. Opour antwortete einem Jeden: „Es sei Dein,

was er versprochen." Seine Freunde theilten unter einander die Rüstung und die Trinkgefäße des Verstorbenen.

„Giebt es noch Jemanden, dem der Held Zsombor Dpour etwas schuldet?" rief jetzt der Horkaz Kajon.

„Mein Schuldner ist er!" entgegnete eine Mädchenstimme in der Schaar der Jungfrauen.

„Tritt hervor, wer Du auch seiest," war die Antwort.

Das Mädchen trat in den Kreis und ein Murmeln ging durch die Menge.

„Das ist Ibla, des Hohenpriesters Kalando Tochter."

„Was schuldet Dir mein Sohn?" fragte Dpour.

„Sich selbst," antwortete das Mädchen. „Sein Brautpfand ist bei mir. Er hat mir gelobt, mein zu sein mit Leib und Seele in dieser wie in jener Welt."

Es war ein wunderbar schönes Mädchen; die bleichen Wangen schimmerten wie der Mond und das dunkle Haar umhüllte dicht eine schlanke Gestalt. Wie schade um sie!

„Was wünschest Du, armes Mädchen?“ fragte der Rhabonban mit zitternder Stimme, wobei er des Mädchens Haupt mit seiner schweren Hand streichelte.

„Ich will, daß er sein Pfand einlöse, daß er mich mit sich nehme, so wie er versprochen.“

„Bedenke wohl, sein Weg ist lang!“

„Auch der meine wird nicht länger sein.“

„Bis in das Jenseits!“

„Wie meine Liebe.“

„Frag' Deinen greisen Vater, ob er Dich fortläßt?“

Der Hohepriester Kalando wendete sein Antlitz ab und sprach: „Geh', folge ihm!“

Da stürzte das Mädchen dem Rhabonban Opour zu Füßen und flehte: „Gieb mir Deinen Segen!“

Der Alte nahm seinen goldenen Reif vom Haupte und legte ihn auf des Mädchens Kopf. Dann goß er Oel auf das Haar der Jungfrau.

„Nimm meinen Segen! Sei ihm eine treue Gefährtin und leg' Zeugenschaft ab vor den Göttern, daß er wahrhaftig und treu war. Laß ihn nicht Noth leiden. Nimm dieses Gold, damit man auch im Jenseits wisse, daß er ein Herr und Führer gewesen."

Hierauf hoben die beiden Väter das Mädchen in den Sattel, hinter den todten Bräutigam. Die schöne Ibla umschlang mit ihren weißen Armen Zsombors Hals und flüsterte ihm ins Ohr . . . es mochten süße Worte gewesen sein.

Auf dem Hügel drüben begann der Chor der Jungfrauen ein Hochzeitslied zu singen. Doch wie traurig erklang diese Melodie! Inzwischen führten zwei Priester das Roß mit dem darauf sitzenden todten Helden und der lebenden Braut in das Grab hinab, dort banden sie das Roß an die aufgestellte

Bannerstange, während die übrigen Pferde mit dem Halfter an die vierundzwanzig Speerschäfte gebunden wurden. Man trug die Waffen, die Trinkgeräthe, die goldene Axt des Verblichenen, ferner ein Gefäß, mit Münzen gefüllt, und ein Faß Wein in die Grube. Den Falken tödtete man unten, um ihn so an seines Herrn Seite zu legen.

Die Horkaze kamen nun aus dem Grabe hervor und die Jungfrauen liefen an den Rand der Grube und warfen die Kränze von ihren Häuptern und Nußbaumblätter auf das Brautpaar hinab, bis das Grab derart mit Kränzen und grünem Laub gefüllt war, daß nur die sitzenden Gestalten und der Kopf des Pferdes sichtbar blieben.

Auf den schmetternden Ruf des Hifthorns traten sodann hundert Bogenschützen hervor. Dieselben, welche Zsombor im Kampfe zu folgen pflegten. Jeder derselben nahm einen Pfeil aus dem Köcher und spannte den Bogen. Auf das zweite Schmettern des Horns schossen Alle ihre Pfeile in das Grab.

Nur ein kurzer Schrei ertönte. Die Braut war nunmehr ihrem Bräutigam ins Jenseits gefolgt. Den Göttern gefällt es, wenn man mit vielen Wunden bedeckt vor ihnen erscheint.

Kalando, der Taltos, stieß, nachdem er den Todesschrei seiner Tochter gehört, seine lange Lanze in die Weichen eines Rosses, worauf sämmtliche Priester die Pferde, welche rings um das Grab standen, niederstachen, so daß deren Blut von allen Seiten in die Grube rann, welche nun von den Männern mit Erdschollen ausgefüllt wurde.

„Und nun laßt uns den Todten beweinen, wie es Männern ziemt!“ rief Kelend Opour, und schnitt sich mit der Spitze seines krummen Dolches erst in die beiden Schultern, dann in die Brust, endlich in die Wangen und Stirn tiefe Wunden. So weinte er aus sieben Wunden blutige Thränen. Sämmtliche Männer folgten diesem Beispiele. Das war ein Gebrüll, ein Wehgeheul, das jetzt anhob. Von allen Wangen troff das Blut, und die Mütter

trugen ihre kleinen Söhne hin, damit die Männer mit ihren blutigen Messern deren Stirn berühren. So betrauerten die Urmagyaren ihre Todten: erst mit ihrem eigenen, dann mit des Feindes Blut.

Während dieser Ceremonie schmetterten die Drommeten und es erdröhnten die Schlachthörner und Posaunen. Und in den wüsten Lärm mengte sich das Geheul der entsetzten Weiber und das Gebrüll des Löwen, den, als er Blut roch, acht kräftige Männer kaum davon abzuhalten vermochten, auf die blutenden Männer zu stürzen.

Die Schollen erhoben sich immer mehr und mehr um den todten Helden und dessen Braut, die ihn umschlungen hielt. Bald ragten nur noch deren Häupter aus dem Erdreich hervor, bald nur mehr der gefiederte Helm und die goldene Haube der Maid. Dann verschwanden auch diese und nur die Spitze des Speeres, den der Held in Händen hielt, war sichtbar. Nun ist auch dieser von den Erdschichten bedeckt, und schließlich sieht man nur

noch einen großen runden Hügel, auf dessen Spitze ein Banner im Winde weht Es ist dies der Wipfel des in das Grab gepflanzten Pappelbaumes. Unterdessen zerschnitten die Priester die geopferten Pferde und brieten das Fleisch an dem Feuer vieler Scheiterhaufen. Die Herzen der Opferthiere wurden auf vier Opfersteinen zu Ehren des Schlachtengottes in duftigem Feuer verbrannt, die Pferdeköpfe aber auf die langen Speere gespießt, damit sie späteren Geschlechtern verkünden, daß hier ein heldenmüthiger Führer begraben liegt.

Als die Leichenfeier zu Ende ging, war es bereits Nacht geworden . . . Nur die Scheiterhaufen verbreiteten noch einiges Licht.

Jetzt begann das Leichenmahl. Nach zweitägigem Fasten fiel man heißhungrig über das gebratene Pferdefleisch her. Dies war übrigens das Lieblingsgericht der Tuhudunen.

Es kamen allerlei Zauberer, Schwarzkünstler und Hanswurste herbei, das Schnurren des Dudel-

sacks ertönte. Die Männer tranken sich mit den Humpen zu und rühmten in ihren Trinksprüchen den Verblichenen. Die Weiber bewarfen sich während des Mahles zum Zeichen der Freundschaft mit Knochen. Endlich begann der Tanz, der Tanz um den Grabeshügel. Vorerst tanzten die Mädchen allein, dann auch die Männer. Frauen durften nicht am Reigen theilnehmen. Und als die Mitternacht heraufzog, wurde mit dem Todtentanz begonnen.

Junge Bursche legten sich auf den großen Hügel, als ob sie im Kriege gefallene Streiter wären. Dann schlichen die Mädchen heran, gleich Bräuten, die ihre Verlobten auf dem Schlachtfelde suchen. So wie Eine ihren Bräutigam fand, versuchte sie ihn zu wecken, ins Leben zu rufen, allein der Bursche rührte sich nicht. Schließlich hob das Mädchen den Jüngling in die Höhe, der jedoch regungslos blieb wie ein Todter, und begann mit ihm im Kreise umherzutanzen. Der Bursche that

wie ein Leichnam, dessen Glieder bereits erstarrt sind: den Arm gestreckt, das Haupt zurückgebogen, die Augen geschlossen, so ließ er sich in den Reigen führen, bald vorwärts, bald rückwärts fallend, je nachdem man mit ihm verfuhr. Und zu diesem Tanze summte die Musik gespensterhafte Weisen. Sollte dies etwa der Hochzeitstanz der mit ihrem Bräutigam begrabenen Braut sein? Es war grauenhaft, diesem Tanze zuzusehen, und auch das Antlitz der tanzenden Mädchen spiegelte gräuliches Entsetzen wider. Dem Tanze folgte ein Turnier, ohne welches kein Leichenmahl stattfinden konnte. Wo so viel brausendes Blut bei fröhlichem Mahle beisammen ist, dort ist auch Gelegenheit genug geboten zum Handgemenge. Dieses beginnt erst mit Ringkämpfen, mit eingedrückten Rippen; dann folgt der Faustkampf, in welchen sich schließlich auch die eisenbeschlagenen Stöcke und Streitkolben einmengen. Die treuesten Freunde fordern einander aus reinem Uebermuth zu tödtlichem Kampfe auf, und Niemand

trachtet sie von einander zu trennen. Das ist so der alte Brauch . . . Tags darauf blieben neun Todte auf dem Schauplatz des Leichenmahles. Man legte sie schön der Reihe nach rings um den großen Grabeshügel und schüttete noch eine Schicht Erde auf sie. Auch damit wird Zsombors Hügel höher. Nun sind seine muthigen Genossen bei ihrem Führer. Sie haben sich beeilt, mit ihm und dessen Braut die herrlichen Sonnengefilde zu erreichen.

— — — — — — — — — — —

Wie schade, daß unsere weisen Gesetzgeber diese Art von Leichenfesten verboten haben!

Zweites Kapitel.

Am Sankt Annen-Teich.

Die jungen Liebenden hätten kein besseres Versteck finden können, um ihre Glückseligkeit zu verbergen, als die kleine Burg im „Reiche des Todes“. Zu diesem Reiche gehörte bekanntlich auch der Vorhof der Hölle, mit welchem Titel die alten Szekler die bekannte Schwefelhöhle beehrten.

Heutzutage ist diese Gegend noch derart verwildert, daß man tagelang auf halsbrecherischen Wegen umherirren kann, ohne auch nur eine Hütte zu sehen. Von Tusna führt zwischen Felswegen

ein Steinweg über den Berg Csomag. Aus der Tiefe dringt das Rauschen eines Bergbaches empor, dessen Wasser man nicht erblicken kann, denn Dickicht bedeckt es über und über. Die Urwälder rings umher sind so üppig, daß der Boden derselben niemals Sonnenschein gesehen zu haben scheint. Tiefe Nacht ist weit und breit unter diesem Blättermeer ... Nur dort, wo Gewitter durch die Baumkronen zu dringen vermochten und der Sturm Bäume entwurzelte, erblühten wunderbare Blumen, die einer Feenwelt anzugehören schienen und die den Blumenflor fürstlicher Glashäuser in Schatten stellen. Hier sah man das „Amselgläschen", den „Pantoffel der schönen Frau", das „Schmetterlingsnest" (lateinisch nennt man sie: Orchis, Cypripedion, Epipachis); all diese herrlichen Blumen hatten hier ein Heim, wo sie Niemand belauschen konnte. Im Thale sieht man ganze Rudel Damwild, welches bei jedem Geräusch auseinander stiebt und die steilen Wege erklimmt. Der Sturm entreißt dem Boden oft

Riesenstämme und wirft sie weit fort, so daß sie manchesmal quer über hohe Berge zu liegen kommen und eine Brücke bilden, über welche das Wild laufen kann. Der Urwald bedeckt jedoch nicht die ganze Gegend, und in der Höhe von viertausend Fuß gewahrt man ein großes Moor das von Schilf bedeckt ist.

Hier ist das eigentliche Reich des Todes. Ein Schauer geht über den Leib Desjenigen, welcher diese Gegend zum erstenmal erblickt. Das ganze Schilf haben nur Schlangen, Frösche und Vögel gesehen, andere lebende Wesen wagten sich nicht über diesen Moorgrund, der zu zittern scheint. Wer dieses Schilf betritt, sei es Mensch oder Raubthier, kehrt nimmermehr zurück. Wenn das lebende Wesen den Boden unter sich weichen fühlt, ist es zu spät, an Rettung zu denken; die Erde wird weich und weicher, Schlamm und Morast scheint sie zu sein, schmutziges, trübes Wasser . . . Hier hilft kein Schwimmen, gewaltsam zieht es in die grauenhafte

Tiefe, und Gras, Moos und Gestrüpp bedecken bald das Haupt des Erstickenden . . .

Selbst in die Nähe dieses Todtenreiches wagt kein Hüter seine Rinder zu treiben.

Von den Bergen gesehen, welche diesen Moorgrund umrahmen, bietet er einen prächtigen Anblick. Ein Feenreich scheint vor uns zu liegen. Die moosbedeckte Ebene ist mit tausend und tausend kleinen Seen und Lachen besäet, welche den Fenstern einer unterirdischen Welt gleichen. Weiße Wassertulpen blühen hier und der Glanz der untergehenden Sonne spiegelt sich auf ihren breiten Blättern, so daß sie goldenen Tellern gleichen, welche auf grüner Fläche zu liegen scheinen.

Zwischen den Urwäldern führt der Weg in ein tiefes Thal, und diesen Weg verfolgend, sehen wir den Sankt Annen-Teich vor uns. Es ist dies ein heiliger Teich, sowohl für die alten heidnischen Vorfahren der Magyaren als auch für die christlichen Szekler. Hier wurde in alten Zeiten den

Götzen geopfert und hieher kam man später wallfahrten.

Die heilige Stille des Thales stimmt in der That zur Andacht. In der Tiefe leuchtet das Wasser des Sees, welches so klar und rein ist wie ein Metallspiegel und ringsumher erheben sich thurmhohe Bergwände, deren Gipfel üppige Buchenwaldungen krönen.

Am Ufer des Teiches liegen große, weiße Steine, und ein zerstörtes Gebäude ist hier sichtbar. Die ersteren mögen wohl Altarsteine der Tuhudunen gewesen sein, letzteres war die Kapelle der heiligen Anna. Geheiligte Steine sind es, die hier umherliegen und wahrlich, der Mensch wird von dem Zauber der Gegend ganz mächtig ergriffen. Hier in der Tiefe des Thales erfaßt ihn ein Gefühl, das er dort oben in Gottes freier Natur niemals empfunden, es zwingt ihn ein nie empfundenes Gefühl zu weinen — er weiß selbst nicht warum.

Oben auf dem Gipfel des Gebirges erhebt sich die Tiburcz-Burg der Frau Rapson, welche gegenwärtig das glückliche Heim der jungen Liebenden ist. Die hohen Buchenbäume verhüllen die Burg vollständig. Von hier ist aber der Sanct Annen-Teich ebenso nahe als der Vorhof der Hölle.

An schönen, sonnigen Tagen führte Szilamer seine angebetete Imola zum See und auf einem Floß ruderte er sein Weib über den glänzenden Wasserspiegel. Vielleicht fühlten sie sich in solchen Augenblicken am glücklichsten.

„Weißt Du, daß ich Dich schon damals liebte, als Du auf dem Berathungshügel das Märchen vom Sanct Annen-Teich erzähltest?“

„Weißt Du, daß ich jenes Lindenbaumblatt, welches Du damals von Dir warfest, noch heute am Busen trage?“

„Ach wie gut wäre es, wenn wir bis in alle Ewigkeit hier wohnen könnten!“

. . . Doch das häusliche Leben besteht nicht blos

aus Tändeleien, und zumal dieses junge Paar hatte der Sorgen die Fülle.

Man darf nicht glauben, daß es in der alten Zeit gar so leicht war, Schloßherr zu sein. Szilamer erhielt von Frau Rapson nichts Anderes als nackte Mauern, für alles Andere mußte er selbst Sorge tragen. Für die erste Zeit brachten sie wohl das Nöthigste aus der Götterburg mit. Doch jetzt konnten sie nicht mehr dorthin senden, weil die Dienerschaft sonst erfahren hätte, wohin sich das glückliche Pärchen geflüchtet. Und dieses Geheimniß wollten sie Niemandem verrathen.

Daheim bei der Mutter Imola's gab es Ueberfluß und Bequemlichkeit. Die schöne Haromszeker Ebene war schon damals ein kleines Paradies, wo Alles in Hülle und Fülle gedieh . . . Doch hier in der Nähe des Sanct Annen-Teiches gab es nur Wildniß, Waldungen, Gestrüpp und Dickicht. In diesen Boden wurde noch niemals eine Haue geschlagen oder eine Egge geführt. Hier kannte man

den Ackerbau noch nicht. . . . Fürwahr, es ist da eine Kunst, Hausfrau zu sein.

Das ist aber die wahrhafte Liebe, welche inmitten von Kümmerniß und Noth alle Bedrängniß vergißt.

Szilamer war ein guter und bedachter Hausherr. Er ging in die Wälder und brachte täglich Damwild oder anderes Wildpret heim, und Imola's Aufgabe war es dann, dasselbe zu bereiten. Sie verstand übrigens noch die Bereitung von Käse, welchen sie aus Schafmilch erzeugte. Imola suchte auch genießbare Pflanzen und fand die Erdnuß, den Vorläufer des Erdapfels, welche häufig noch schmackhafter ist. Himmelsbrei und Buchweizen wuchs in der Nähe des Moores, und auf das Einsammeln desselben verstehen sich nur die Frauen. Imola bereitete aus Buchweizen und Schafmilch ein köstliches Gericht, welches von jeher Szilamers Lieblingsspeise gewesen. Die zur Benützung des Buchweizens nothwendige Schälmühle hatte Szilamer verfertigt, denn Derjenige wäre kein Szekler, welcher keine Mühle

herzustellen vermöchte. Schon Bischof Sanct Gellert erzählt von jenen kleinen Handmühlen, welche die ungarischen Mägde trieben. Imola entdeckte auch, daß die „Dinka", eine Art Kürbis, in gebratenem Zustand das Brot ersetzen könne. Wilden Weizen fand sie ebenfalls, welcher zur Bereitung von Brot verwendet werden konnte. An trüben, regnerischen Tagen verarbeitete Szilamer die Felle des erlegten Wildes; Imola aber ließ ihre Magd die Mühle drehen, sie selbst schüttete Weizen auf und sortirte das Mehl.

Am Abend nahm Szilamer seine Geige von der Wand und spielte herrliche Weisen, oft sang er jene uralten Lieder, welche der römische Gesandte Priscus Rhetor schon am Hofe Attila's gehört hat. Diese Lieder sind durchgehends Szekler Volksdichtungen. Herrlich war das Lied vom Königssohne Csaba, das aber auch Entsetzen hervorzurufen im Stande ist. Csaba, dessen Reich zerstört ward, befiehlt seinen getödteten Helden, deren Leichname

auf der Wiese umherliegen, aufs Neue, zu erwachen und ihre Pferde zu besteigen. Er ist im Besitze einer Wunderkraft und siehe, die todten Helden erheben sich, besteigen die Rosse und die unheimliche, grauenhafte Streitmacht bewegt sich langsam von hinnen. Dem einen Kämpen fehlt der Arm, dem andern ein Bein, Wunden zeigt die Brust eines Jeden und doch folgen sie dem Rufe ihres Feldherrn. Immer rascher, immer schneller geht der Weg in ihre Heimat, in ihr altes Vaterland. So oft die Szekler-Nation in Gefahr ist, so oft ein fremder Feind das Land bedroht, treten die todten Helden, die Ahnen der gegenwärtigen Generation, ins Feld und befreien ihre Urenkel aus der Gefahr. Diese grauenhafte Heerschaar berührt nicht die Erde, die Hufe der Rosse sind nicht hörbar, der ganze Zug scheint durch die Luft zu fliegen. Die glänzende Milchstraße am Himmel ist der Weg des Königssohnes Csaba und seiner Helden, und diesen Weg verlassen sie, um Ungarn zu helfen.

Szilamer sang dieses Lied so schön, daß Imola in Thränen ausbrach.

Und doch ist es eine große Sünde, heidnische Lieder zu hören. Dies war auch allen Christen untersagt. Die Könige und Wojwoden des Landes haben nicht umsonst alle Geigen und Cymbalen, sowie auch jene Stöcke, in welchen diese Lieder mit Runen eingeschnitten waren, verbrennen lassen. Das Volk sollte alle heidnischen Märchen vergessen, man wollte der Menge lieber die Legende vom heiligen Königsohn Emerich einprägen. Imola sang auch ihrem Szilamer jenes Liedchen vor, welches jeder gute Christ kennt: „O wie bewunderungswürdig ist die Enthaltsamkeit dieses Jünglings, welcher mit dem Strom seiner Thränen die Flammen der Liebe löschte. Und wahrlich, eine Leidenschaft glühte in seinem Busen, deren Lohe bis zum Himmel schlug. Es ist ein Triumph der menschlichen Natur, die Leidenschaften des Leibes zu ertödten, den Wonnen der Erde zu entsagen, auf das Glück, Kinder zu be-

sitzen, zu verzichten und reiner und besser zu leben als die Uebrigen".

In solcher Weise preist der berühmte Chartuicius den Königssohn und seine getreue Gattin, welch Beide bestrebt waren, nur die Zahl der Heiligen im Himmel und nicht diejenigen der Sünder auf Erden zu vermehren. Und das Gelübde der Keuschheit hat Emerich nur deshalb abgelegt, weil ihm die „Frau im Strahlenkleide" (die Worte des Bischofs Sanct Gellert) im Traume erschienen und er ihr dies zugeschworen. Fürwahr eine herrliche Legende!

Freilich, in einen eisernen Heidenschädel wollte diese heilige Geschichte nicht recht hinein, und Szilamer machte seine dummen Bemerkungen dazu.

„Wahrlich, mir wäre es weit lieber gewesen, wenn die Frau im Strahlenkleide dem König Peter im Traum erschienen wäre und Emerich in Frieden gelassen hätte. Der hätte dann sieben Kinder bekommen, und das wäre für Ungarn weit besser gewesen."

Imola gab ihm mit der flachen Hand ein Tüchtiges auf den Rücken.

„Was verstehst Du von alledem? Du bist ein unwissender Tuhudune und wirst dies bleiben Zeit Deines Lebens“ — und dann fuhr sie mit den Fingern über ihr Gesicht, als ob sie die Spuren, welche die Küsse Szilamers dort zurückgelassen, weg=wischen wollte.

„Sage mir nur, mein liebes Täubchen,“ fuhr der heidnische General fort, „wäre es Dir denn recht, wenn die Frau im Strahlenkleide mir er=schiene und aus mir einen solchen Heiligen machte wie aus dem Königssohn Emerich?“

Auf diese kecke Frage gab sie in der That keine Antwort. Imola wandte ihrem Gatten schmollend den Rücken und sagte: „Geh' nur, ich bin böse auf Dich.“

Sie duldete auch nicht, wenigstens diesen Abend nicht, daß ihr Mann sie küsse.

Als das Ehepaar zur Ruhe ging, achtete Imola

wohl darauf, daß sie nicht früher einschlief als ihr Gatte. Szilamer streckte im Traume die Rechte weit von sich und Imola umschloß mit ihren fünf Fingern seine Hand, hob dieselbe empor und sprach leise: „O Du heilige Jungfrau im Himmel, gebenedeite Mutter Gottes! Ich verlange nicht viel von Dir, und nur um Eines bitte ich Dich: Wenn wir schlafen — schlaf' auch Du."

Und wahrlich, das fromme Gebet wurde erhört, denn in kurzer Zeit trat bei der jungen Frau jener Zustand ein, welcher bekanntlich dann eintreten pflegt, wenn die Gattin unwillkürlich zur selben Zeit gähnt als ihr Gemahl . . . Man sagt in solchen Momenten, daß ein Stern vom Himmel gefallen sei, welcher zu einer Seele geworden, die jetzt ihren Körper suche.

Die Frau wird in solchen Zeitläuften launenhaft und capriciös, trotzig und zornig. In jeder Stunde äußert sie einen anderen Wunsch, und

Niemand kann ihre Launen befriedigen. Der Gatte hat viel zu leiden. Ist er bei ihr, so treibt sie ihn davon, und ist er wieder fern, dann weint sie, daß er sie verlassen.

Szilamer besaß eine alte Amme, welche Gidula hieß und die ihn auch hierher begleitet hatte. Sie war Quacksalberin und kannte schon das seltsame Treiben der Frauen . . . Sie beruhigte Szilamer und rieth ihm, Alles nur gehen zu lassen, wie es ging. Das sei so der Lauf der Dinge.

Einmal kam es der jungen Frau in den Sinn, „Katzenhonig" zu essen, das ist jener Saft, der aus wilden Kirschenbäumen perlt und dort zu einer pechartigen Masse wird. Es lief auch Alles sofort in den Wald, um das Gewünschte zu bringen.

„Gieb ihr nur den Katzenhonig zu essen," prägte Gidula Szilamer ein, „und auch Du mußt essen, wenn sie Dir davon anbietet."

Selbstverständlich mundete ihr all der Katzenhonig nicht, welchen die Mägde heimbrachten, und

sie machte sich nun selbst auf, um das Gewünschte zu suchen. Sie ging in Begleitung von Szilamers Hunden und fürchtete nichts von wilden Thieren. Wenn sie des Nachts heimkehrte, war sie beschmutzt und ihre Kleider waren zerrissen.

„Lasse sie nur, sie weiß am besten, was sie sucht," sprach Gidula.

Einmal brachte Imola eine seltsame, wunderschöne Blume heim, wie ihresgleichen noch wenige Menschen gesehen. Sie war herrlich anzuschauen, so groß wie eine Tulpe, ihre Blätter jedoch rundlich und der Kelch tief und golden. Die Blätter waren von außen rosenfarben, von innen hellgelb und so hart wie Leder. Doch einen Fehler hatte diese herrliche Blume, ihr Duft war betäubend, dabei unangenehm und ekelhaft, so zwar, daß Derjenige, welcher dazu roch, dieselbe alsbald von sich werfen mußte.

Als Imola mit dieser Blume im Haar nach Hause kam, ging ihr die alte Gidula entgegen und

frug hastig: „Meine kleine Göttin, wie bist Du zu dieser Blume gekommen?“

Imola dachte, es wäre nur Neugierde, welche frage, und entgegnete kurz: „Ich pflückte sie dort, wo sie gewachsen.“

„Du thatest Unrecht daran. Wirf die Blume ins Feuer, damit sie verbrenne.“

„Warum sollte ich das thun?“

„Weil ihr Geruch gefährlich, lebensgefährlich ist, besonders für eine Frau wie Du.“

„Ach, warum nicht gar, der Geruch ist nicht schlecht, er erinnert an Gewürze,“ sagte Imola und sie zog bei diesen Worten die Blume aus dem Haare und athmete voll und ganz ihren betäubenden Duft ein, der einem anderen Menschen den Tod gebracht hätte.

„Ich dulde nicht, daß Du ferner in dieser Blume riechst,“ rief Gidula, und versuchte die Blume ihrer Herrin gewaltsam zu entreißen. Doch das war verfehlt, denn Imola hatte die dicke alte

Amme schon ergriffen und zur Thür hinausgeworfen. Die Alte hatte kaum Zeit zu rufen: „Ach hebe mich nicht, Du darfst keine schwere Last tragen.“

Die junge Frau suchte nun ein Gefäß, in welchem sie die Blume aufbewahren wollte. Sie fand den Trinkkrug ihres Mannes, füllte denselben mit Wasser und setzte die Blume hinein. Und dann erwartete sie mit weiblicher Ungeduld die Heimkehr ihres Gattten. Ob er wohl auch den Geruch der Blume schlecht nennen wird?

Szilamer kam bald heim. Er hatte „Kaiservögel“ geschossen, denn Imola hatte solche heute Morgens gewünscht.

Als er ins Haus trat, empfand er schon einen eigenthümlichen peinlichen Geruch. „Was für Duft ist dies? Im Hause scheint eine seltsame Blume zu sein.“

„Gewiß, ich brachte dieselbe,“ plauderte Imola und eilte lächelnd ihrem Manne entgegen, nachdem sie vorher das Trinkgefäß mit der Blume in die

Hände genommen hatte. Sie setzte sich in den Schooß ihres Gatten und sagte schmeichelnd: „Sieh' nur die schöne Blume. Nicht wahr, sie ist schön, mein Süßer, mein Lieber? Und der herrliche Duft! Nicht wahr, sie riecht angenehm?"

Szilamer war ein kluger Mann, und er wußte, wenn er jetzt sagen würde: „Die Blume stinkt," so würde das Trinkgefäß seinen Kopf berühren, die Blume aber der jungen Frau nur noch mehr gefallen. Er sagte deshalb: „Sehr schön, mein Täubchen, der Duft hat etwas Bezwingendes. Weißt Du denn auch, daß diese Blume ‚Ende der Welt' heißt?"

„Und warum denn?"

„Ich will es Dir sagen. In unserer Religion giebt es eine Ceremonie, welche selten und auch niemals aus Freude vorgenommen wird. So oft die alten Ungarn ein großes Leid traf und sie in Verzweiflung waren, nicht wußten, wer ihnen Rath geben soll, wem sie sich auf Erden erschließen

und wohin sie sich wenden sollen, dann schickten sie einen Gesandten zum Kriegsgott Damasek, um bei diesem Rath zu erholen. Immer wurde eine reine Jungfrau zu diesem Zwecke auserwählt; dieselbe mußte schwarzes Haar und blaue Augen besitzen. In einem Wasser, in welchem man die Wurzeln dieser Wunderblume kochte, wurde das Mädchen gebadet, dann seine Schläfen mit einer aus den Körnern gewonnene Salbe bestrichen, worauf die Jungfrau in tiefen Schlaf verfiel. Nun schloß man ihr mit der Blume den halb geöffneten Mund, womit man andeuten wollte, daß für die Jungfrau diese Welt nicht mehr bestehe. Nur das Jenseits existirte für sie. Unter Trommellärm und Trompetenton wurde die Schlafende nach dem Friedhofe gebracht, wo ihrer ein geöffnetes Grab harrte. Hier wurde sie beerdigt, doch das Grab nur mit Brettern bedeckt. Sieben Tage und Nächte mußte die Schlafende in diesem Grabe weilen. Am siebenten Tage, nach Sonnenuntergang, öffnete man die Gruft,

zog die versteckte Jungfrau hervor, nahm ihr die Wunderblume aus dem Mund und versuchte, sie zu neuem Leben zu erwecken. Die Zurückgekehrt brachte dann von den sonnigen Gefilden des Jenseits jenen Rath, welchen man gewünscht. Deshalb nennt man diese Blume ‚Ende der Welt.'"

Imola fröstelte es, als sie diese Erzählung vernahm; sie ergriff die Blume und warf sie in die Flammen des Ofens.

„Welch schrecklicher Duft," lispelte sie und zog mit Gewalt ihren Gatten aus dem Gemache. „O komm' doch, dieser Geruch ist abscheulich!" . . Und nun ließ sie Fenster und Thüren öffnen, damit der frische Lufthauch den Duft zerstöre. Sie selbst begann mit einem kleinen Bündel Stroh das silberne Trinkgefäß zu reiben. „Fürwahr, auch hier ist der Geruch fühlbar!"

Seit jener Zeit durfte Szilamer nicht mehr aus diesem Gefäße trinken.

Nach diesem Vorfalle verhielt sich Imola

so ruhig, daß sie Szilamer schließlich deshalb befragte.

„Was sinnst Du, mein Sonnenlicht? Ich werde grau, wenn ich Dich fürderhin so traurig sehe.“

„Deshalb brauchst Du wahrlich nicht grau zu werden. Es bedrückt meine Seele, daß ich seit so langer Zeit nicht gebeichtet habe.“

„Hast auch Du Sünden?“

„Todsünden! . . . weil ich Dich liebe.“

„Daraus wird Leben und nicht Tod.“

„Schweig! Davon versteht Ihr Tuhudunen nichts. Wenn der Mensch seine Sünden beichtet und Buße thut, wird seine Seele wieder rein.“

„Du sagst mir nichts Neues. Auch bei uns giebt es eine ähnliche Sitte. Ich will Dir ein Beispiel erzählen: Wenn meinen Vater des Nachts böse Träume quälten und ihm seine verstorbenen Frauen erschienen, welche gewiß Dinge erzählten, die ihm just nicht angenehm waren, dann pflegte er den ganzen Tag zu fasten. Am Abende dieses Tages

ging er jedoch auf die Wiese, schnitt einen Zweig vom Eschenbaume, welchen er in ein von den Erd=zeislein gegrabenes Loch steckte und tief in den Boden bohrte. Nun legte er sein Ohr an die Erde und horchte. Hörte er ein Geräusch, dann legte er seine beiden Hände an den Mund und redete in jenes Erdloch hinein. Er hat wohl seine Sünden ge=beichtet. Dann schlug er einen Pflock in die Oeffnung und seine Seele war beruhigt."

Imola gerieth in nicht geringen Zorn, als sie diese Auseinandersetzung vernahm, und sie gab ihrem Gatten sogar eine solide Maulschelle. Szilamer fragte ganz erstaunt, wodurch er dies verdient habe.

„O Du eisenköpfiger Heide! Du wagst es, unsere heilige Beichte mit dem Gespräch, das Ihr mit einem Erdzeislein habt, zu vergleichen?"

„Bedenke doch, mein Herz, daß diese Ceremonie bei uns ernst genommen und heilig gehalten wird. Durch jenes Loch spricht der Tuhudune direkt mit dem Gott der Erde, er beichtet ihm seine Sünden

gesteht ihm seine Wünsche und bittet ihn, diejenigen Todten, welche er einst beleidigt, ihm nicht im Traume erscheinen lassen. Wenn wir zu unseren Göttern flehen, so ist dies kein Spott. Unsere Götter sind in ihrem Zorne schrecklich. Sie versagen uns das Sonnenlicht, den Regen und den Thau, der Nordwind fegt mit seinem eisigen Hauche durch das Szeklerland und der Gott des Wassers überschwemmt die blühenden Gefilde. Wenn aber erst der Gott der Erde in Zorn geräth, dann erzittert der Boden unter uns, Häuser, Kirchen und Städte stürzen ein . . . Mächtige Götter sind die unsrigen und sie dulden keinen Hohn."

Imola sah ein, daß sie sich ohne Grund geärgert und daß Szilamer keineswegs spotten wollte. Sie erläuterte ihm nun auch ihren Wunsch.

„Sieh', unser Glaube erheischt, daß wir einem Priester unsere Sünden beichten. Er, als Mann Gottes, hat die Macht, uns von unseren Sünden freizusprechen."

„Das ist wahrlich nicht schlecht. Ich wundere mich nur, daß mein Vater nicht auch dem Horkaz Kajon seine Sünden gebeichtet hat, der hätte dieselben dem Gott der Erde mittheilen können. Vielleicht hat er übrigens gefürchtet, daß der Horkaz auch anderen Leuten seine Beichte erzählen wird."

„Bei den Christen ist das Geheimniß der Beichte ein Heiligthum," erklärte Imola. „Der Priester hat einen Eid geleistet, daß er die Beichte Niemandem außer Gott mittheilen werde."

„Das gefällt mir. Nun will ich Dir etwas sagen: Ich kenne hier zwischen den Bergen ein rundes Haus, in welchem eine Glocke ist. Der Glockenton führte mich einmal zufällig dahin. In diesem Hause wohnen christliche Horkaze."

Imola's Hände zuckten, aber sie bedachte sich, und es kam ihr der Gedanke, daß Szilamer nur aus purer Ehrfurcht ihre Priester Horkaze nenne.

„Nun, ich dachte mir, daß ich einen jener Priester

hierher bringen werde. Dem kannst Du dann Deine Sünden ins Ohr flüstern. Freilich wird er Dich nicht verstehen, denn er und seine Kameraden sprechen nur Walachisch. Tröste Dich übrigens, auch das Erdzeislein . . . ."

Er sprach den schrecklichen Vergleich nicht aus und beeilte sich vielmehr, die drohend erhobene Hand zu küssen.

„Wozu sollten mir denn diese Klosterbrüder nützen? Das sind ja griechische Priester."

„Sind diese nicht gut?"

„Ja, doch nur für die Griechen. Ich bin aber römisch-katholisch."

„So? Jetzt verstehe ich."

„Du verstehst gar nichts," entgegnete Imola zornig, und sie schlug mit ihren Fäusten seine Schultern, wobei sie aber selbstverständlich dem Gottlosen im Schoße saß. „Ich kann dem Klosterbruder deshalb nicht beichten, weil es bei den Griechen keine Beichte giebt."

„Von Tag zu Tag werde ich klüger. Du kannst (Du weißt schon weshalb) nicht vom Hause fort und einen solchen Priester, wie Du ihn wünschest, findet man nicht in der Nähe. Doch warte nur. Ich werde bald etwas gefunden haben. Es giebt nicht weit von hier einen ‚Schwamm=Menschen'."

„Was ist das für ein Wunder?"

„Ach, lache doch ein wenig, denn es ist eine komische Sache. Ich muß übrigens weit ausholen, wenn ich Dir diese Geschichte erzähle. Du weißt, daß sich die Winterszeit nähert und daß unser Volk im Winter allerlei Feste feiert. Eines darunter ist das ‚Schneemannfest'. Sobald der erste Schnee gefallen, wird im Hofe jedes Hauses eine menschliche Gestalt aus Schnee aufgestellt, in den Burgen errichtet man sogar wahrhafte Schneeriesen, macht ihnen Augen, Mund und Nase. Dieses Monstrum wird dann besungen, wobei oft folgendes Liedchen zu hören ist: ‚Schneemann, Schneemann! Der nicht geh'n

und seh'n kann'. Die Christen feiern übrigens auch zur selben Zeit ein Fest."

„Weihnachten . . . . Die Geburt des Jesus-kindleins."

„Ich weiß es nur daher, weil unter unseren Dienstmägden einige Christen sind, welche sich zur Feier dieses Festes vorbereiteten."

„Und Du hast dies erlaubt?"

„Warum sollte ich's nicht? Mich stören sie nicht und mir ist es weit lieber, wenn mehr Götter über unser Haus wachen . . . Nun, diese Mägde brauchen den ‚Schwamm-Menschen'."

„Wer ist das?"

„Ich weiß es nicht. Ich traf ihn einmal auf meinen Wegen. Er kniete vor einem Holzkreuz, das vor der Höhle stand, in welcher er wohnt. Er drehte einen großen Kranz aus Eicheln und Galläpfeln in seiner Hand. Das ist der ‚Schwamm-Mensch'."

„O, Du Dummkopf! Das ist kein Schwamm-Mensch, sondern ein Einsiedler."

„Einsiedler? Das ist schon möglich. Ich habe aber nur gesehen, daß der ganze Mann in Schwamm gekleidet war. Seine Jacke, seine Mütze, seine Strümpfe, kurz Alles, was er am Leibe trug, war aus Schwamm verfertigt. Als ich ihn fragte, wessen Sohn er ist, entgegnete er, daß er ein Diener Gottes sei, und als ich dann weiter frug, was er hier mache, antwortete er, daß er zu Gott bete, und fortwährend zählte er dabei die Eicheln und Galläpfel."

„O, Du unwissender Götzendiener, das war ja ein Rosenkranz."

„Rosenkranz? Von Rosen habe ich nichts gesehen. Doch wie Du willst. Ich begann ein Gespräch mit dem ehrwürdigen Manne und fragte ihn, ob er nicht meinem katholischen Gesinde in seiner Weise opfern wolle. Er sagte damals gern zu. Er wird nun auch Freitag hier erscheinen und ihm kannst Du dann Deine Sünden anvertrauen."

„Du hast Recht. Doch warum hast Du ihn nicht mitgebracht?"

„Er wollte nicht kommen und antwortete auf meine Frage, daß er nur an einem Fasttage seine Höhle verlassen dürfe. Ich bot ihm eine Tafel Speck und einen Wildschweinschinken an, doch er schüttelte sein Haupt und entgegnete in zornigem Ton: ‚Wer gab einem sterblichen Menschen das Recht, ein Thier zu tödten, das der Herr erschaffen?‘ Ich antwortete ihm, daß mir Frau Rapson erlaubt hat, so viel Wild zu jagen, als ich will. Hierauf entgegnete er nur: ‚Verrückter Tuhudune!‘ was ich herzlich gern entgegennahm, schon deshalb, weil es wahr ist. — ‚Wenn Du das Fleisch eines lebendigen Thieres verschmähst, will ich Dir ein geflochtenes Brot senden.‘ Auch das nahm er nicht an. ‚Wer gab dem sterblichen Menschen das Recht, den Weizen zu zermahlen? — Nun frug ich ihn, was denn eigentlich zu essen erlaubt sei. Er erwiderte: ‚Was Gott hierzu bestimmt hat: Schwämme.‘ — ‚Erlaube mir doch wenigstens, daß ich Dir einen guten Schafpelz sende.‘ Er antwortete: ‚Wer gab dem lebenden Menschen

das Recht, einem Thiere das Fell abzuziehen?‘ Kurz, er lehnte alle Geschenke ab und sagte: ‚Alles ist des Herrn, und wir besitzen nichts auf Erden. Unsere Schätze sind im Jenseits.‘ Zum Schluß bat er mich, meinen heidnischen Glauben zu verlassen, weil ich sonst in die Hölle kommen werde. ‚Warum nicht gar,‘ sagte ich, ‚ich kenne den Teufel besser und weiß, daß er mich laufen läßt, wenn ich ihm ein Schwein gebe . . .‘ Nun aber erhob der ehrwürdige Mann seine Hände gen Himmel und schrie: ‚O, mein Herr und Gott, höre ihn nicht, diesen tollkühnen, wahnsinnigen Jüngling (und zu mir gewendet fuhr er fort:) und Du gehe von hinnen und störe meinen Frieden nicht mehr! Damit Dich der Herr nicht bestrafe, will ich zehntausend Vaterunser für Dich beten.‘ Und er kniete nieder und begann sofort die schwere Arbeit. Ich glaube nicht, daß er bis zum nächsten Neumond fertig wird. Nun, dann will ich hingehen und ihn mitbringen. Du kannst ihm nachher gestehen, daß Du einen sündigen Heiden liebst.“

Imola war ganz zufrieden und sie hoffte, daß ihr Gatte, wenn er noch einigemale mit dem ehrwürdigen Manne zusammenkommen werde, von seinem heidnischen Glauben lassen dürfte. Eine solche Bekehrung braucht Zeit, besonders bei einem so ungebildeten und unwissenden Tuhudunen, wie unser armer Szilamer.

Drittes Kapitel.

Pater Crösus.

Im Umkreise des Sankt Annen-Teiches kannte man den Pater Crösus recht wohl. Die Szekler-Christen hatten sich den Namen in ihrer Weise zurechtgelegt und sie nannten den Einsiedler, welcher sich diesen glänzenden Namen beigelegt, viel einfacher und bescheidener Pater Körös.

Fürwahr in jener Zeit hielt der Einsiedler den christlichen Glauben aufrecht, denn das arme Volk, all die Hirten, Kohlenbrenner, Jäger, Steinklopfer, Flößer, Vogelsteller 2c., konnte nicht in die Dörfer

gehen, um dort in den Kirchen zu beten, den Einsiedler fanden sie aber immer in seiner Höhle.

Bis zum Neumond ließ Szilamer den Einsiedler in Frieden. Noch vor dem Erscheinen des Neumondes war Schnee gefallen und die Burgleute, welche noch dem tuhuduniſchen Glauben anhingen, hatten nach ihrer Sitte im Burghofe einen großen Schneemann aufgestellt. Szilamer suchte den Einsiedler auf, und er fand denselben abermals vor dem Kreuze kniend beten. Szilamer wartete eine Weile, nachdem aber der Einsiedler seine Andacht nicht unterbrechen wollte, wagte er denselben anzusprechen:

„O, Du unersättlicher Beter, gestatte dem Himmel doch einige Augenblicke Ruhepause und höre mich an: Meine Frau sendet mich zu Dir und sie ist fürwahr eine gute Christin — ja, wenn sie eine Heidin wäre, würde ich sagen, daß es keine bessere Frau auf Erden giebt, da sie aber eine Christin ist, behauptet sie steif und fest, bis zum Halse im Sündenpfuhl zu waten. Sie harret Deiner, damit Du sie

retten mögest, denn ein Anderer kann sie vor Verderbniß nicht bewahren."

Das war klug gesprochen. Der Eremit erhob sich vom Boden, küßte das Kreuz, schüttelte den Schnee vom Barte und sprach etwas, doch sein Zuhörer verstand es nicht, denn der Einsiedler sprach lateinisch.

„Wenn Du vielleicht zum Opfern Kelch, Messer, Zaubertrank, Kessel, Sichel, Glocke oder Aehnliches benöthigst, nehme es mit Dir, weil auch Einige unter meinen Dienern opfern wollen. Sie kochten und brieten und weihten Kerzen ein, ich glaube man nennt das Weihnachten."

Der Einsiedler antwortete mit keinem Worte auf diese Rede. Er brachte ein kleines Holzkreuz aus seiner Höhle. Zum Weihnachtsfeste bedarf es nichts weiter.

„Bevor ich Dich zu meiner Gattin führe, bitte ich Dich, diese Kutte anzunehmen, welche meine Frau für Dich genäht hat."

Pater Körös trat entsetzt einige Schritte zurück, als Szilamer Imola's Geschenk aus seiner Waidtasche nahm. Die Kutte war aus Seide.

„Mit welchem Rechte wagst Du zu glauben, daß ich mit einem solch herausfordernden Gewande Gott verletzen werde?"

„Damit wirst Du ihn nicht verletzen. Das ist Seide und Seide ist weder aus der Wolle verfertigt, noch von Bäumen gepflückt. Wir ehren Gott, wenn wir Seide tragen."

Auch dies war vernünftig gesprochen. Das hatte gewiß Imola ihrem Gatten eingeprägt, denn er fürwahr hätte ihm viel derber erklärt, daß man in einer solchen Kleidung, wie sie der Eremit besaß, nicht vor anständigen Frauen erscheinen dürfe. Er sah in der That einem Waldteufel nicht unähnlich.

Damals wußte man in Europa noch nicht, woraus die Seide verfertigt wurde, die Heiden glaubten, daß dieselbe vom Himmel falle. Jenes seidene Kleid war Imola's Eigenthum, sie selbst

hatte es an jenem Tage getragen, an welchem sie von Szilamer aus der Kirche geraubt wurde.

Szilamer half dem Einsiedler in die Kutte und sagte: „Gehen wir!“

Den Weg suchte sich der Eremit zu verkürzen, indem er die Litanei betete, während Szilamer lieber im Schnee die Fußspuren des Wildes verfolgte. Und als der Einsiedler annahm, daß sein Gebet schon das Herz des an seiner Seite wandelnden Sünders erweicht hätte, sagte Szilamer plötzlich: „Morgen wird es eine gute Jagd geben.“

„Am Weihnachtstage! Gottloser!“

Szilamer sah den Eremiten erstaunt an.

„Ja, woher soll denn das Wild wissen, daß morgen Weihnachten ist?“

Der Einsiedler schüttelte zornig sein Haupt und brummte vor sich hin: „Streu' nicht Perlen vor die Säue!“

. . . Während die Beiden den Weg nach der Tiburcz-Burg verfolgten, wurden immer mehr Leute

hinter ihnen sichtbar. Eine Nachhut hatte sich gebildet, welche mehr und mehr anwuchs. Erst jetzt zeigte es sich, wie bewohnt dieser Wald war. Männer, Frauen und Kinder kamen hinter den Bäumen hervor, Leute, welche von ihrer Geburt bis zu ihrem Tode unter keinem Dache wohnten. Das waren die Urtypen der Menschheit, Conterfeis unserer Urahnen, deren Eigenthum nichts und Alles war. Diesen Menschen leuchtete zuerst die göttliche Flamme, welche vom Himmel kommt und Diejenigen zuerst überrascht, welche in der Tiefe hausen. Diese Menschen fühlten zuerst, daß nur der Sohn Gottes Liebe, Frieden und Eintracht ihnen zu bringen vermag.

Szilamer kam mit einem ganzen Heer vor der Tiburcz-Burg an und der Thurmwächter wollte ihm auch gar nicht das Thor öffnen. Szilamer mußte in sein Hifthorn stoßen und erst hierauf wurde die Zugbrücke herabgelassen.

Als sie aber durch das Thor schritten, schrie Pater Körös auf: „Alle guten Geister loben Gott

den Herrn!“ und schlug dann dreimal das Kreuz. Dann erhob er hoch die Hände und schaute andächtig gen Himmel. Doch er rührte sich nicht von der Stelle.

„Was fehlt denn dem, daß er sich nicht nach vorwärts bewegt,“ frug Szilamer seine ihnen entgegenkommende Gattin.

Imola hatte bald das Geheimniß entdeckt.

„Der Schneemann steht ihm im Wege. Der fromme Mann will nicht ins Haus treten, solange das Götzenbild im Burghofe steht.“

„Götzenbild?“ fragte Szilamer, die Achseln zuckend. „Wenn nur das die Ursache ist, so wird bald abgeholfen sein. Gleich wird es kein Götzenbild mehr geben.“

Mit diesen Worten näherte er sich dem Schneemanne und stürzte denselben um.

„Miraculum . . . . Miraculum!“ schrie Pater Körös entzückt und warf sich auf die Knie, was die ihm folgende Menge sofort nachahmte. „Seht, der Herr hat ein Wunder gethan! Das Götzenbild mußte

von der Hand des tuhuduniſchen Heerführers ſelbſt zertrümmert werden. Betrachtet nur das Antlitz der vom Himmel geſtiegenen Frau, wie es leuchtet vor Wonne. Sie befahl ihm, das Götzenbild zu zertrümmern und er mußte es thun.“ — „Hoſiannah! Hoſiannah! Hoſiannah!“ rief das Volk nach ihm.

Ach, Szilamer wußte es ſeit Langem, daß das Antlitz ſeiner Gattin leuchtet. Er nannte es doch ſeine Sonne und ſeinen Mond — doch er wußte auch, daß es nicht nur leuchtet, ſondern auch erwärmt. Und dazu, daß er den Schneemann umwarf, ſchien ihm gar nicht dieſes geprieſene Licht vonnöthen. Morgen werden die Kinder einen neuen Schneemann errichten. — — —

Es gefiel Imola recht gut, daß ſie der Eremit heilige Frau nannte und daß er ihr eine ſo große Macht zutraute. Jetzt dankte ſie Szilamer nicht nur, daß er den Einſiedler in die Burg gebracht, ſondern ſie wagte auch einen Schritt weiter zu gehen, und bat Szilamer, daß er mit dem Einſiedler und den

übrigen Anhängern des katholischen Glaubens zur Krippe kommen möge.

„In den Stall?“ frug er.

„Ja, in den Stall. Dort feiern die Christen Weihnachten, denn Jesus ist nach seiner Geburt in die Krippe gelegt worden.“

Es wurde denn auch im Kuhstalle die Feier abgehalten; derselbe war festlich mit grünen Zweigen geschmückt. Zwölf Kerzen brannten an der Krippe als Sinnbild der zwölf Apostel. In der Krippe sah man ein Jesusbildchen auf Heu gebettet. Dasselbe schmückten reichere Völker mit Perlen und Edelsteinen. Die Szekler hatten jedoch das Jesuskindlein in ihrer Weise gebildet. Der Kopf war aus der kürbisähnlichen Frucht „Dinka“ verfertigt deren Hülle so rosenfarben ist wie die Wangen eines Kindes. Eine kleine Erhöhung der Frucht schien die Krone auf dem Haupte des Kindes zu sein, seine Augen waren schwarze Beeren, der Mund eine Hagebutte. Den Hals umschloß eine einfache Perlenschnur.

Das Ganze hatte das Volk verfertigt, und in der That, Jedermann mußte das Werk bewundern. Der kleine Christus, gebildet aus Früchten der Erde! Szilamer staunte nicht so sehr über dieses Bild als über die Menge, deren Gesichter vor Andacht glühten. Er betrachtete auch die Augen seiner geliebten Gattin, in welcher zwei Thränen glitzerten. Es war, als ob man durch ein Diamantfenster in das Jenseits blicken würde, wo man Vieles sieht und all diese wunder=samen, erstaunlichen Dinge nicht beim Namen nennen kann, ja nicht einmal zu beschreiben vermag.

Es begannen nun die Ceremonien. Die Hälfte all dieser Ceremonien waren mehr Scherz als Ernst, wie diese eben das Szekler=Volk erdacht. Das Er=scheinen der drei Könige aus dem Morgenlande mit dem Stern bildete den Anfang, hierauf folgten die Hirten, welche sich vor der Krippe niederwarfen und einschliefen, nun kam ein Engel, ein Kind in weißem Gewande, welches mit einem kleinen Besen die An=wesenden der Reihe nach durchprügelte und dazu

noch sang: „Hirten, Hirten, erwacht!“ worauf denn auch die Hirten den Schlaf aus den Augen rieben und, umherspringend, dem kleinen Wesen sein Liedchen nachsangen, um schließlich folgende Weise anzustimmen:

Kommt nach Bethlehem, ihr Brüder,
Schönes Leben blüht euch dort,
Wein und Bier fließet in Strömen,
Trinken kann man immerfort.

Nachher begannen die Mädchen zu singen und die Hirten aufzufordern, das Jesuskindlein mit ihren Mänteln zu bedecken, weil ihm kalt sei. „Es ist ihm kalt,“ riefen die Mädchen, „denn es besitzt weder Stiefel noch Sporen.“ Die Männer verhüllten nun auch das Bild mit ihren Mänteln.

Szilamer lachte herzlich. Umsonst flüsterte ihm Imola zu: „Lache nicht, Du Heide. Das sind heilige Dinge!“

Freilich konnte Szilamer nicht begreifen, warum

er ernst bleiben sollte, wenn er just Lust zum Lachen hatte.

„Aergert sich denn der Herrgott, wenn Jemand aus Freude darüber, daß ihm ein Kind geboren wurde, lacht?“

Die symbolischen Spiele hatten nun ein Ende und die heiligen Ceremonien nahmen nun ihren Anfang. Dieselben waren recht einfach, schon aus dem Grunde, weil das Volk damals noch nichts von der Schule wußte und selbst seine Priester sich verzweifelt wenig um Lesen und Schreiben kümmerten. Hier gab es keinen Altar, weder Kelch noch Weihwasser; ein einfaches Holzkreuz war Alles. Weder Orgel noch frommer Gesang ertönte.

„Höre doch ruhig zu Ende,“ sagte Imola ihrem Gatten, was dieser auch gehorsam befolgte. Als zum Schlusse der Messe der Eremit sein „Amen!“ gerufen, erhob sich ein komisches Geschrei. Die Menge ahmte den Ruf des Esels nach und lautes I—a, I—a erklang. Der Einsiedler rief zum Schlusse

ſtatt der Worte: „Ite, missa est!“ — dreimal laut: „J—a, J—a, J—a“ in die Menge.*)

Imola umarmte den Gemahl, deſſen Heiterkeit kein Ende nehmen wollte.“

„Sieh', mein Lieber,“ ſagte ſie, „das iſt nicht ſo lächerlich, wie Du glaubſt. Dieſes Eſelsgeſchrei gilt nur der Erinnerung an des König Herodes Zorn, welcher den Bethlehemiſchen Kindermord befahl. Damals flüchtete ſich die heilige Mutter Gottes mit ihrem Sohne Jeſus auf einem Eſel. Und glaube mir, dieſes Eſelsgeſchrei wird, wenn es aus einem frommen Herzen kommt, früher in den Himmel dringen als Orgelſpiel und Litaneien böſer Menſchen.“

„Sage mir das noch einmal, damit ich es Wort für Wort erlerne,“ bat Szilamer, welcher ſich vor Erſtaunen nicht zu faſſen wußte. Solche Erklärungen hatte er von ſeiner Frau am allerwenigſten erwartet, und er lachte nun nicht mehr, ſondern wartete ge=

---

*) L. Cantù Ceſare, „Geſchichte des Mittelalters“, IX. Buch, 7. Kapitel.

duldig bis der Einsiedler unter den Gläubigen das Abendmahl zur Vertheilung brachte.

Es folgte jetzt die Beichte.

Imola wartete. Sie war die Letzte, welche dem Eremiten ihre Sünden ins Ohr flüsterte. Szilamer begriff dies; zumal er doch schon in der Torjaer Kirche gehört hatte, daß Diejenigen, welche hier die Ersten sind, im Jenseits die Letzten sein werden. Auch der Anblick seiner Gattin, die vor dem Einsiedler niederkniete und ihre Todsünden beichtete und dann Absolution erhielt, war ihm nicht neu, er hatte kurz vorher alle Uebrigen beichten gesehen. Endlich erhob sich Imola und kehrte zu ihrem Gatten zurück.

„Hast Du endlich gebeichtet?“ fragte Szilamer. „Fürwahr, es hat lange gewährt. So viele Sünden solltest Du begangen haben? . . . Und welche Buße mußt Du thun?“

„Verschiedene. Vorerst hundert Vaterunser beten.“

„Nun, das geht noch an. Sonst nichts?“

„Und jeden Dienstag und Freitag faſten.“

„Das kann ich nimmermehr geſtatten, Du darfſt Dir jetzt die Nahrung nicht entziehen.“

„Du mußt unter dem Worte ‚Faſten‘ nur verſtehen, daß ich ſtatt des Fleiſches nur Fiſche eſſen werde.“

„Das kann ich billigen, und ich werde von nun ab allwöchentlich zweimal fiſchen, anſtatt zu jagen. Das iſt eine vernünftige Sache . . . Du haſt geſündigt und die — Fiſche müſſen es büßen.“

„Spotte nicht, ſonſt ſage ich Dir nicht, was ich noch thun muß.“

„Ich will den Mund halten, erzähle nur, ich bitte.“

„Drittens . . .,“ doch jetzt ſchwieg ſie plötzlich und ſie ſuchte nach einem Worte . . . und dann ſagte ſie plötzlich: „alſo, daß Derjenige, welcher noch nicht geboren und den wir noch nicht kennen, aber trotzdem ſchon innig lieben . . . Du weißt ja . . . nicht wahr, Du verſtehſt mich?“

„Gewiß verstehe ich . . .“

„Nun, daß dieser im christlichen Glauben erzogen werde.“

Szilamer zog seine Stirne in Falten.

„Da habe ich wohl auch noch ein Wort mitzureden!“

Imola trat ihm näher und streichelte sein Angesicht.

„Sagtest Du mir denn nicht oft und oft, daß Du jeden meiner Wünsche erfüllen würdest, daß Du mir nichts verweigern könntest?“

„Wenn Du aber Unmögliches verlangst . . . Kann ich Dir zuliebe von der Sonne zum Mond springen?“

„Verlange ich denn Unmögliches? Ich bitte nur darum, daß ich einst, wenn Jemand von uns seinen Namen begehrt, ihn wählen darf, und daß derselbe verkündet werde ohne Feuertaufe. Ist das wirklich ein gar so schrecklicher Wunsch Deiner kleinen Frau, die Dich mehr liebt als ihre Mutter und

ihren Gott, denn sie hat Beide verlassen, um bei Dir weilen zu können?“

Und so lange streichelte und schmeichelte sie, bis all' die häßlichen Falten von der Stirne ihres Gatten verschwanden . . . Der Einsiedler betete unterdessen.

„Du bist eine schlaue Frau, das ist ganz klar, Alles geschieht, was Du willst . . . Gut, gut, ich bin's zufrieden, weine nur nicht, ich bitte Dich . . . blicke mich nicht so wehmüthig an. Ich zittere wie Espenlaub, wenn ich diesen Blick gewahre. Sei ruhig, ich werde die Sache schon mit dem Einsiedler austragen. Vielleicht gelingt es uns, einig zu werden . . . Könnte man denn nicht Eure und unsere Götter unter Einen Hut zusammenbringen. Sieh, der Torjaer Geistliche hat zugestanden, daß alle meine Götter gute Götter sind, und ich behaupte nicht, daß es die Euren nicht wären, demnach glaube ich, daß es mir gelingen wird, mich mit dem Eremiten zu vergleichen.“

Imola verbarg ihre Freude. Sie wußte, daß in dem Augenblicke, in welchem sich der Tuhudune zu einem Vergleich bereit erklärt, schon viel gewonnen ist. Doch jetzt muß man ihn sich selbst überlassen. Jeder Zwang ruft eine Reaktion hervor; wenn man ihn jetzt anspornt, geht er nach rückwärts statt fortzuschreiten . . . Er möge nun selbst zum Einsiedler gehen, ihn ins Schloß laden und hier sollen sie beim warmen Ofen und einer Flasche Meth einen Ausgleich suchen . . .

Pater Körös nahm jedoch die schmeichelhafte Einladung nicht an.

„Mein Platz ist hier auf dem Stroh des Stalles, wo mein Heiland geboren wurde. Es würde sich für mich nicht schicken, dort oben in dem prächtigen Schlosse, an dem Herdfeuer zu sitzen. Auch hat der Herr Niemandem gestattet, das Holz der Wälder zu verbrennen. Die Bäume wurden nur dazu erschaffen, um ihre Kronen stolz zu tragen, zur Ehre des Herrn . . . Ich betrete Euer Schloß nicht."

„Dann bleibe allein," sagte zornig Szilamer und kehrte dem Einsiedler den Rücken.

Aber Imola trat jetzt zum Eremiten und flüsterte ihm Folgendes zu: „O heiliger Vater, wisse, daß mein Gemahl ein unbarmherziger Heide ist. Er rief Dich nur deshalb ins Schloß, damit Du beim warmen Ofen Platz nehmest, wo die Funken sprühen. Szilamer glaubt, daß schon der erste glimmende Funken, welcher auf Dich fällt, Dein Schwammkleid entzündet und Du dann verbrennen wirst. Wenn Du nachher, wie er hofft, Deinen Göttern flucheſt, so würde ihn das als Heiden bis ins Innerste erfreuen."

„Nun, dann will ich seine Böswilligkeit beschämen," sagte er, und sich vom Stroh erhebend, folgte er Szilamer, welcher nicht wenig erstaunt war, Imola mit dem Einsiedler kommen zu sehen.

Wie mächtig ist doch die Schlauheit der Frauen. Was der Gemahl trotz Schmeichelei und Bitten nicht

zu erreichen vermochte, vollbrachte Imola, indem sie drohte.

Szilamer aber setzte den Eremiten gar nicht in die Nähe des Feuers. Er stieß die Bank weit fort und sagte: „Setze Dich nicht in die Nähe des Feuers Ein Funken könnte Dich treffen und zu einem feurigen Heiligen machen."

. . . Es war Weihnachten. Imola hatte zu Mittag Fastenspeisen bereitet und Szilamer tapfer zugegriffen; er ahnte nicht, daß er jetzt — fastete Seine Frau klärte ihn jedoch auf. Der fromme Eremit aß nichts Anderes als gedörrtes Obst, Nüsse und Kastanien, weil dieselben „selbst von den Bäumen fallen". Unterdessen hatte aber der Einsiedler Szilamer Allerlei vom Alten und Neuen Testament erzählt, und diese Geschichten glitten so leicht in sein Ohr, wie die Fastenspeisen in seinen Magen.

Nachdem Szilamer geistig und körperlich erquickt war, sagte er, die zehn Finger an seinen Kleidern abwischend: „Das war in der That sehr

gut. Es möge morgen nur ebenso sein . . . Fürwahr, wenn dieser christliche Glaube so gut ist, wie ich aus Deinen Gesprächen und aus den Speisen meiner Frau wahrnehme, dann liegt mir nichts daran, noch heute meinem Glauben untreu und Christ zu werden."

Doch der Eremit begann die Zügel straffer zu ziehen, als er merkte, daß er in Szilamer einen gelehrigen Schüler traf, und er sagte: „Das geht nicht gar so leicht! Denn die heilige Schrift sagt schon, daß es leichter sei, ein Kameel durch ein Nadelöhr zu ziehen, als einem Reichen ins Himmelreich zu verhelfen. Du kannst deshalb auch nicht ein Anhänger des Christus werden, insolange Du nicht all' Dein Hab' und Gut unter die Armen vertheilt hast und selbst so arm geworden bist wie der Aermste unter ihnen."

Szilamer vermochte diese Erklärung nicht aus der Fassung zu bringen. Er erhob das große Trinkgefäß, in welchem sich Meth befand, und that einen

guten Zug, so daß kaum etwas im Kruge blieb... Es war, als ob er zum letztenmale sich einen guten Trunk gönnen wollte. Und dann stellte er den leeren Krug vor sich nieder und sagte ganz ruhig:

„Ich bin damit einverstanden. Mein Eigenthum ist ein schöner Wald und ein Bergwerk. Gern will ich Beides verschenken. Jeder Arme kann davon ein Splitter Holz und einen Stein haben. Ich besitze auch noch ein edles Reitpferd und schöne Waffen. Diese will ich dem Allerärmsten geben — Dir, Pater Körös, denn Du bist der Aermste unter allen Menschen, wie Jedermann weiß. Panzere Dich, setz' auf den Helm und nimm das Schwert in die Hand. Trete Du an Stelle Szilamers' an die Spitze des Heeres und schütze das Vaterland. Ich will dagegen Dein Schwammkleid tragen und in Deine Höhle kriechen, um von dort Deine Thaten zu beobachten . . ."

Jetzt freilich versuchte Imola zu lachen; sie nahm das Ganze für einen Scherz. Doch bald

gewahrte sie, daß Szilamer nicht scherzte, sondern wirklich die Waffen von der Wand nahm und sich entkleidete, um dagegen die Kleider des Einsiedlers umzutauschen.

„Du wirst doch nicht wollen, daß in meiner Gegenwart ein Mann mit Dir Kleider wechselt?“ schrie entsetzt Imola.

„Gewiß will ich dies, heilige Frau! Denn wenn ich allen Schätzen dieser Erde entsage, so muß ich auch Dich verlassen; wenn ich auf Befehl Gottes all' meinen Reichthum vertheile, dann muß ich Dich, Du mein theuerstes Kleinod — dem Allerärmsten schenken, dem ‚Schwamm-Menschen‘; er möge fortan für Dich Sorge tragen. Also, Pater Körös, beeilt Euch, um mit mir zu tauschen.“

„Daraus wird nichts!“ schrie Imola, welche herzlich für diesen Tausch dankte. „Ich verbitte mir derartige Scherze!“

„Wenn dies ein Scherz ist, dann ist er wahrlich nicht von mir,“ entgegnete Szilamer. „Jemand

muß denn doch dieses Land beschützen und das Heer führen, und Derjenige, welcher dies thut, ist gewiß ein Herr, ein Führer und mächtig. Mit dem Rathe, daß alle Menschen gleich und arm sein sollen, kann man dort bestehen, wo fromme Menschen wohnen und ein Feld das andere hütet. Doch in meinem Vaterlande kann man solchen Rath nicht befolgen Von allen Seiten der Windrose drohen uns Feinde. Bei uns hat der Heerführer eine ganz andere Aufgabe, als Gott zu preisen und der Welt zu entsagen. Er kann auch nicht seinem Feinde vergeben, sondern muß aus den Gebeinen der hereinbrechenden Feinde Hügel und Berge errichten . . . Wenn Dir der Tausch gefällt, ich tausche gern — mir liegt nichts daran! Hier ist das Schwert und sogar die Frau, welche Dir, wenn Du siegreich aus dem Felde heimkehrst, den Lorbeerkranz auf die Stirne drückt."

Pater Körös antwortete entrüstet auf diese Rede: „Apage Satanas! Mein Reich ist nicht auf

Erden, sondern dort über den Wolken. Wer mit Waffen tödtet, wird durch Waffen sterben!“

Nach diesen Worten ergriff Szilamer wieder sein Schwert, drückte sein zitterndes Weib mit der Linken fest an sich und sagte, zu dem Einsiedler gewendet: „Gehe wieder heim in Deine Höhle, aus der Du gekrochen. Ich verschmähe einen solchen Himmel, welchem ich mein Vaterland opfern muß! Ich bleibe ein Tuhudune!“

Viertes Kapitel.

Die Ausgestoßenen.

Imola sagte ihrem Gatten Folgendes: „Dieser Einsiedler ist keineswegs mit unseren Kirchenfürsten zu vergleichen; auch sind seine Erklärungen nicht wörtlich zu nehmen. Unsere Priester lieben nicht schmutzige Armuth, denn sie selbst kleiden sich in Glanz und Flitter. Glaube auch nicht, daß dieselben Schwämme und wilde Birnen essen, im Gegentheile, sie lassen sich an ihren Feiertagen Fasane braten und verspeisen an Fasttagen Fisch mit Krem-Sauce. Den Gedanken schließlich, daß sich unsere

Priester in der Stunde der Gefahr hinter den Altar verkriechen, verbanne ganz aus Deinem Kopfe, denn dieselben gürten das Schwert um und bedecken die geweihte Tonsur mit einem Kriegshelm, besteigen das Streitroß und reiten dorthin, von wo ihnen die Fahne des Vaterlandes winkt. Sie schützen unsere Heimat mit dem Schwert gegen böse Feinde gleich dem besten der Helden. So sind unsere Priester."

„Schade, daß ich diese schmucken Priester nicht sehen werde, denn derartige Leute dürften sich wohl niemals hier im Walde verirren . . ."

Imola hatte die ihr vorgeschriebenen Vaterunser getreulich gebetet ja sogar noch mehr gethan, als man von ihr verlangte. Die Vaterunser, welche sie ohne besondere Aufforderung betete, galten der Erfüllung ihres Wunsches, daß die himmlischen Mächte die Bekehrung ihres Gatten veranlassen möchten. Sie verlangte vom Himmel keines jener großen Wunder, durch welche seinerzeit die heidnischen Fürsten dem christlichen Glauben gewonnen wurden,

und wünschte nur, daß ihr Gatte einmal im Walde dem Probst von Udvarhely begegnen sollte, dessen ganze Erscheinung und bestrickende Rede Szilamers Herz leicht gewinnen könnte. Sie sprach oft von ihm, fast jeden Abend. Szilamer hätte es nicht übel genommen, wenn er einmal dem Probste begegnet wäre und dies schien gar nicht unmöglich, denn gelegentlich der Bitttage zogen große Prozessionen durch die ganze Umgebung, an deren Spitze der Probst im glänzenden Ornate einherschritt. Imola dachte, daß ihr Gatte leicht bis zu den Feldern kommen könnte, und dort würde Szilamer, wenn er dem Priester begegnete, erfahren, daß der Probst eine ganz andere Art von Priester sei, als der aus Schwämmen zusammengesetzte Einsiedler.

Imola erwartete viel Gutes von einer solchen zufälligen Begegnung und deshalb rechnete sie auch darauf, daß dieselbe erfolgen werde. Was der Mensch mit Zuversicht erwartet, pflegt in der Regel einzutreffen . . . Eines Abends kehrte Szilamer

spät von der Jagd heim. Er trat mit den Worten ins Haus: „Nun endlich lernte ich den Oberpriester von Udvarhely kennen.“

„Den Probst?“

„Ja den!“

Und dann warf er zornig seine Pelzmütze auf den Tisch, und langsam und traurig sagte er: „Ich werde niemals ein Anhänger Deines Jesus werden.“

Die Frau erbleichte.

„Was geschah Dir?“

„Ich will es erzählen. Doch setze Dich nicht in meinen Schoß, sondern weit weg von mir ... Umarme mich auch nicht ... Du wirst schon später den Grund all' dessen erfahren.“

Imola begann zu zittern, so sehr erschrak sie ob dieser Worte. Warum sollte sie ihren Gatten nicht umarmen dürfen? Was hatte sie verbrochen?“

Sie setzte sich zu Füßen ihres Gatten und ihre Augen hingen an seinem Munde.

Szilamer aber begann:

„Es ist eine traurige Geschichte, welche ich Dir jetzt erzähle; fürwahr ich weiß nicht, ob Du im Stande sein wirst, dieselbe zu Ende zu hören. Ich verfolgte ein Wild im Walde vom Morgen bis zum Abend, ohne Rast und Ruh, durch die Wälder, über Hügel und durch Thäler. Plötzlich hatte ich seine Spur verloren. Ich war ermüdet, und als ich bei einer Quelle anlangte, band ich Pferd und Hunde fest und ließ mich auf einen bemoosten Stein nieder um Mittag zu halten. Wenn ich jetzt zurückdenke, scheint es mir, als ob ich eingeschlafen wäre und ein Traumgesicht mich erschreckt hätte. Doch es war kein Traum . . . Psalmengesang erscholl aus der Tiefe des Waldes und immer näher kam der Gesang. Ich vermochte kaum meine Hunde zu besänftigen, welche zu heulen begannen. Selbst die Thiere schienen entsetzt über den Schrecken erregenden Gesang. Mit Einemmale sah ich Menschen vor mir; zuerst Kinder in rothen Kutten und weißen

Hemden. Eines von ihnen hielt ein großes schwarzes Kreuz in den Händen, von welchem ein Trauerflor wehte, ein zweites läutete ein Glöckchen, ein drittes endlich trug ein grob gezimmertes Kreuz auf der Schulter; es folgten Männer in schwarzen Kleidern und weißen Hemden, die an langen Stöcken befestigte Lampen trugen. Hinter ihnen kamen schwarze, vermummte Gestalten, die Pechfackeln in ihren Händen hatten; die Gesichter waren von Kapuzen vollständig verhüllt. Dies waren die Sänger. Nun sah ich eine Schaar Hellebardiere, die ihre Spieße weit nach rückwärts ausgestreckt hielten, und eine andere Schaar folgte ihnen, welche hingegen ihre Hellebarden weit vor sich streckte. Zwischen den Lanzenspitzen war ein kleiner Raum, und eine menschliche Gestalt, in eine gelbe Kutte gehüllt, das Haupt vollständig vermummt, erblickte ich hier. Das menschliche Wesen wankte, die Füße vermochten es kaum mehr zu tragen. Den Zug beschlossen vier Männer in schwarzen Kleidern, welche einen Sammtbaldachin

auf vier Stöcken trugen. Unter diesem Baldachin schritt ein in weiße Seide gekleideter Mann, dessen blonder Bart mir ins Auge fiel. Seine Kleidung war prunkvoll, die Mütze auf dem Haupte von Gold, in seiner Hand hielt er an einer langen Kette ein goldenes Gefäß, aus dem Rauchwolken aufstiegen."

„Das war der Probst," lispelte Imola.

„Ich weiß es . . . Hinter ihm liefen einige alte Weiber, häßlich und schmutzig wie die Hexen . . . Als die Menge an der Quelle anlangte, neigte sich der in gelb gekleidete wankende Mensch zu Boden, um Wasser zu trinken; er schien sehr durstig zu sein. Doch im selben Augenblicke streckten sich ihm alle Lanzenspitzen entgegen und verhinderten ihn, zu trinken. Die Gestalt wandte den Kopf nach rückwärts, und ein so herzzerreißender Aufschrei des Jammers kam aus ihrem Innern, daß selbst mein Pferd vor Entsetzen wieherte und sein Haar sich sträubte. Nachdem dieser entsetzliche Ton verklungen,

hörte man die Stimme des im glänzenden Gewande einherschreitenden Priesters. Er rief kalt, hart und traurig: „Erinnere Dich dessen, daß Dir verboten ist, fließendes Wasser zu trinken.“

Der Zug zog weiter. Die gelbe Gestalt wankte und zitterte. Die alten häßlichen Hexen schöpften aber frisches Wasser in die Krüge, welche sie in den Händen trugen, und jede von ihnen that einen tüchtigen Schluck und kreischte dann: „Ach, wie gut ist doch solch ein Trunk!“ Keine von ihnen gab ihren Krug dem armen Elenden, um ihn zu erquicken, Keine sagte: „Hier, trinke aus dem Kruge, wenn Dir aus dem Flusse zu trinken verwehrt ist.“ Sie sangen aber ganz fleißig: „Herr, erbarme dich unser!“

Ich ergriff eine dieser Furien, die hinter den Andern trottete, beim Halse, damit sie stehen bleibe, und wollte mit ihr reden. Die ganze Schaar blieb stehen und einige aus der Gruppe winkten mir recht zornig, ich möge die Mütze abnehmen, die alten

Hexen jedoch begnügten sich nicht mit den deutlichen Handbewegungen, sondern kreischten laut: „Man sollte ihm mit einem Lanzenschaft die Mütze vom Kopfe schlagen! . . . Er wagt es, seinen Kürbis-deckel aufzubehalten, während das Sakrament vor-übergetragen wird."

„Was treibt Ihr denn hier?" fragte ich das alte Weib.

„Siehst Du es nicht? Es ist ein Leichen-begängniß."

„Leichenbegängniß? Und wo ist der Todte?"

„Stich Dir die Augen aus, wenn Du ihn nicht siehst. Dort geht er in einer gelben Kutte."

Ich ließ ihren Hals wieder frei und jetzt sang sie hübsch weiter: „Herr, erbarme dich unser!" Nun wahrlich, ein solches Leichenbegängniß sahen meine Augen noch niemals. Ich weiß wohl, daß es bei uns Sitte ist, einen in der Schlacht gefallenen Helden auf sein Streitroß zu setzen und dies nach einem langen Abschiedsgang bis zum Grabe zu

führen. Daß aber ein Todter in seinem eigenen Leichenbegängniß einherschreitet, das war mir neu. Die Neugierde plagte mich; ich wollte wissen, was geschehen werde. Mein Pferd am Zügel führend, ging ich hinter dem singenden Trauerzuge her, welcher bis in die Mitte des Waldes gelangte, wo derselbe Halt machte. Es befindet sich dort zwischen Dickicht ein kleines Blockhaus, daneben eine Grube, welche mit Blättern bedeckt ist, so daß nur das Plätschern, welches hin und wieder durch Frösche verursacht wurde, verrieth, daß sich in der Grube Wasser befinde . . . Daraus durfte wohl der Aermste trinken, denn dieses Wasser floß nicht . . . Ich vermuthete, daß ein Verbrecher auf den Richtplatz geführt werde. Doch warum brachte man ihn hierher in die Wildniß? hierher, wo die Hinrichtung von Niemandem gesehen wird, und diese Hinrichtungen finden doch immer auf belebten Plätzen und Märkten statt, damit sie Jedermann sehen und daraus eine Lehre ziehen könne?

Als die gelbe Gestalt vor der Hütte anlangte, kniete sie auf der Schwelle nieder, so zwar, daß sie ihr Gesicht der Menge zukehrte. Die Sänger begannen nun Todtenlieder zu singen, von den Engeln, welche den Todten in das Paradies führen, wo ihm ewiges Licht leuchten wird. Mindestens sechsmal riefen sie ihm zu: „Der Herr schenke Dir die ewige Ruhe!“ ... Ich erwartete, daß einige Bogenschützen vortreten und ihre Pfeile abschießen werden, um einen Lebenden ins Jenseits zu befördern. Doch das geschah nicht ... Nachdem der Gesang beendet war, zog der Oberpriester einen Sack hervor, in welchem gelbe Erde war. Die alten Weiber flüsterten einander zu: „Das ist Friedhofserde!“ Der Priester griff in den Sack und bewarf sowohl den Mann in der gelben Kutte als auch die Hütte mit dieser Erde und sprach hierauf: „Geh' ein, unglücklicher Mensch, in das Reich der Todten und finde dort Ruhe, welche allen Todten zu Theil wird. Hier ist Dein Grab; wir werden es segnen

und verschließen, damit es sich erst bei der Auferstehung wieder öffne. Du wirst nimmermehr diesen traurigen Ort verlassen und unter Lebende zurückkehren dürfen, ebensowenig, als es den Gestorbenen gestattet ist, zum Entsetzen der Menschen ihr Grab zu verlassen. Es ist Dir verboten, jeden Weg und jede Straße zu betreten, und versagt, mit einem lebenden Wesen zu sprechen. Mit der Ratsche in Deiner Hand wirst Du den Menschen ein Zeichen geben — damit sie sich vor Dir flüchten können . . . Hier sind zwei Gefäße, das eine für Speisen, das andere für Getränke; gutherzige Menschen werden sie von Zeit zu Zeit füllen. Der Herr sei mit Dir! Küsse das Holzkreuz, welches wir vor Deinem Grabe errichten werden, damit die Wanderer ein Almosen niederlegen und von hinnen fliehen."

Der Aermste umklammerte sein eigenes Grabkreuz und küßte es zu wiederholtenmalen. Dann rief der Priester Einen aus der Schaar und befahl

ihm, auf die schwarze Tafel des Grabkreuzes mit weißer Farbe zu schreiben: „Hier ruht im Herrn ein Namenloser, welcher der Welt gestorben. Er lebt in Gott!“ Und damit stellten sie das Kreuz vor die Thüre der Hütte. Dann sangen sie noch ein frommes Lied, knieten nieder und sprachen ein Gebet, und in derselben Ordnung, in welcher der Trauerzug gekommen, entfernte er sich wieder. Ich blieb dort, bis der Gesang der Davonschreitenden im Walde verhallte und betrachtete den zurückgebliebenen Menschen . . . Ringsumher war tiefe Stille, nur die Frösche im stehenden Wasser quakten dann und wann, als ob sie fragen wollten, was den Fremdling hierher geführt. Derselbe kniete noch immer auf der Schwelle seiner Hütte und hielt die Hände gefaltet über seinem Haupte. Vor ihm stand das Grabkreuz, neben ihm die beiden Gefäße mit Speise und Trank. Er berührte dieselben nicht.

Entsetzen erfaßte mich, wie ich es noch nie im Leben gefühlt. Es liegt aber in meiner Natur, daß

ich vor dem Entsetzlichen nicht zurückweiche, sondern darauf losgehe. Ich trat auch zu dem Manne, um ihn anzusprechen. Als er meine Schritte hörte, schrie er auf, zog aus seinem Gürtel die Ratsche und begann dieselbe zu drehen.

„Laß diese Ratsche," sagte ich ihm. „Ich lebe nicht nach Euren Gesetzen . . . Mir muß man mit Worten antworten. Wer bist Du?"

„Ein Todter!" hauchte eine schmerzliche Stimme.

„Was hast Du verbrochen, daß Dein Name todtgesprochen wurde? Verrietheſt Du Dein Vaterland dem Feinde? Hast Du Gott beleidigt? Antworte mir!"

Hierauf erhob sich der Angeredete vom Boden und eine stattliche Gestalt zeigte sich meinen Blicken. Es schien dem Körper nach ein Krieger zu sein, welcher nun, den Kopf stolz erhebend, mit hartem Tone sagte: „Ich bin aussätzig!"

„Ich kann Dir nicht sagen," fuhr Szilamer fort, „was ich nun sah, als der Mann seine Kapuze zurückwarf, welche sein Antlitz verdeckt hattet.

Frauen dürfen ein solch' schreckliches Bild nicht kennen lernen. Es giebt keinen in Sümpfen wohnenden Wilden und keinen Waldteufel, die ihre Gesichter gegen das seine eingetauscht hätten. Wenn ich an dieses entsetzliche Antlitz denke, schlagen meine Zähne aneinander und kalter Schweiß tritt auf meine Stirne.

„Wo erbtest Du diese schreckliche Pest," fragte ich ihn, „diese Pest, von welcher wir im Szeklerlande nur gehört, deren fürchterliche Erscheinungen wir aber noch nie gesehen?"

„Im heiligen Lande, das ich unter Führung des Königs Andreas betreten."

„Was suchtest Du dort?"

„Ich kämpfte gegen die Ungläubigen, welche das Grab des Erlösers besudelten, und ich kämpfte tapfer."

„Und als Belohnung brachtest Du den Aussatz heim?"

„Es war Gottes Wille."

„Ich glaube, daß dies der Wille Deines

Gottes war. Und die Menschen stoßen Dich deshalb aus der Welt?“

„Mein Aussehen erschreckt sie.“

„Hast Du keinen Freund, keinen Verwandten auf Erden? Besitzest Du kein Haus, in welchem Du Dich verbergen kannst?“

„Ich habe Weib und Kind, meine Verwandten wohnen rings im Lande, sogar Feld und Schloß sind mein Eigen. Und doch bin ich begraben. Frau, Kinder und Freunde können nicht zu mir und auch ich kann nicht zu ihnen kommen. Mich darf kein Mensch in sein Haus aufnehmen. Mein Platz ist diese Hütte, vor deren Thür mein Grabkreuz steht, das nicht einmal meinen Namen nennt.“

„Wer befahl, daß dies so sein müsse?“

„Das Gesetz, die Schrift.“

„Welches Gesetz? Welche Schrift? Ich kenne die Gesetze des Landes, ich weiß, daß ein solches Gesetz weder von den Heerführern, noch Königen, noch Rhabonbanen erlassen wurde.“

„Die heilige Schrift befiehlt es.“

„Die heilige Schrift?“

„In deren Satzungen wir uns ergeben müssen. Sie befiehlt, daß die Aussätzigen aus der Welt gestoßen, in der öden Wüste lebendig begraben werden und Niemandem angehören sollen.“

„Und Du unterwirfst Dich einem solchen Gesetze?“

„Umsonst würde ich mich gegen den Herrn auflehnen. Ich erwarte meine Befreiung durch den Tod.“

. . . . Noch einmal klang leiser Gesang von der Ferne, es waren die letzten Töne der frommen Psalmen. Ich aber lachte laut auf.

„Nein! Nein! Nein! Einem solchen Gott, dessen Gebote so entsetzlich sind, werde ich niemals angehören, zu ihm werde ich nimmermehr beten!“

Imola zitterte, als sie Szilamer im Zorne sah und ihn mit Gott hadern hörte. Sie griff bebend nach den Händen ihres Gemahls, welcher dieselben aber rasch zurückzog.

„Berühre nicht meine Hände!“

„Warum nicht? Sage es!“

„Weil ich jenen Aussätzigen nicht lebendig begraben ließ, sondern ihn auf mein Pferd gesetzt und mit mir heimgebracht habe.“

Imola schrie auf. Sie sprang empor, warf sich ihrem Gatten an den Hals und, ihre Arme fest an ihn drückend, küßte sie ihm Gesicht, Augen und Mund. Thränen rieselten dabei über ihre Wangen.

„O, Du Guter, Du Lieber! Gerade dadurch wurdest Du ein Christ! Du tratest in die Fußstapfen Jesu. Wie Du gehandelt, muß jeder wahre Christ handeln.“

Szilamers Angesicht glühte.

„Fürchtest Du nicht meine Umarmungen?“

„Wenn Gott mit uns ist, wer kann gegen uns sein?“ entgegnete die Frau.

Der Gatte drückte sein Weib an die Brust.

„Und nun will ich zu dem Armen zurückkehren.“

„Wo ließest Du ihn?“

„In der Gesindestube."

„Das Gesinde wird ihn mißachten oder gar mißhandeln. Und vielleicht war er ein hervorragender Ritter."

„Gewiß war er das. Doch wohin sollen wir ihn geben?"

„Hätte er nicht hier Platz? Sieh nur, wie viel Raum wir haben. Drei große Bärenfelle bedecken unser Lager, und davon könnten wir ihm ganz gut eines geben."

„Du hast Recht. Doch Du wirst bei seinem Anblick erschrecken."

„Weißt Du denn nicht, daß ich das Angesicht eines Fremden niemals betrachte? Ich schaue immer nur Dein Bild vor meinen Blicken."

„Sei gesegnet für dieses Wort."

„Ich bin es schon längst. Doch warte noch einen Augenblick . . . Von meiner Mutter hörte ich einmal, daß hier in der Nähe des Sankt Annen-Teiches eine Quelle ist, deren Wasser jeden Ausschlag

heilt. Die Erde ist dort salzig und das Wasser warm."

„Dann weiß ich auch, wo sich diese Quelle befindet. Die wundersame Blume, welche Du jüngst nach Hause brachtest, erblüht nur in salziger Erde und in der Nähe heißer Quellen."

„Diesen Ort könnte ich wieder finden. Er liegt auf jenem Bergrücken, von welchem ein Bach gegen Osten und ein anderer gegen Westen fließt."

„Wohl, wohl, der eine der Zsombor- der andere der Götterbach."

„Wenn wir unsere Kenntnisse vereinen, werden wir noch mit Gottes Hilfe den Aussätzigen gesund machen. Bring' ihn her."

Szilamer brachte den Fremden. Imola hatte unterdessen ein weiches Lager für den Aermsten gebettet, auf welches ihn Szilamer legte.

„Erschrickst Du nicht vor dem entsetzlichen Geruch?" fragte der Gatte leise.

„Nein."

Dann ging sie in die Küche, kochte und briet und bereitete ein gutes warmes Getränk. Der „Todte“ aß und trank, und nachdem er sich gestärkt hatte, erzählte er seine Erlebnisse im heiligen Lande. Märchenhafte Erzählungen waren dies. Der Fremde sprach wie ein Apostel. Imola hätte diese Märchen am liebsten bis zum hellen Morgen gehört und sie wandte ihre Augen nicht von dem Gesichte des Erzählers, von diesem entsetzlichen Antlitz, das jetzt eine Teufelsfratze zeigte, statt des Ebenbildes Gottes. Trotz der fürchterlichen Entstellungen blieben aber dem Elenden zwei schöne seelenvolle Augen. Imola blickte in diese und vergaß das Gesicht.

. . . Als der Hahn zum erstenmal krähte, begaben sie sich zur Ruhe. In der Stille der Nacht vernahm Szilamer fremde Worte, die der Kranke mit zitternder Stimme sprach: „Kyrie eleison, Christe eleison!“

Imola schlief schon, doch ihre Lippen lispelten ganz leise: „Kyrie eleison . . .“

Was bedeuten diese Worte?

Am nächsten Tage, zeitlich Morgens, machten sich Imola, Szilamer und der Aussätzige auf den Weg, um jene Stelle zu suchen, wo die seltsame Blume „Ende der Welt“ erblüht. Imola führte sie.

Die Umgebung des Sankt Annen-Teiches enthält eine Fülle heilkräftiger Quellen. Wenn dieselben in einem anderen Lande wären, würde man wohl schon längst bei jeder auf der einen Seite eine Kapelle und auf der anderen das Hotel irgend einer Aktien-Gesellschaft errichtet haben.

Hier sprudelt der „Fortyogo“ auf. Von der Ferne glaubt man die Stimme eines schnarchenden Riesen zu vernehmen. Sein Wasser macht die Lahmen wieder gesund. Weiterhin hört man das Sausen einer anderen Quelle, deren Namen „Szemfortyogo“ lautet, und die alle Augenleiden heilt, ja selbst Blinde wieder sehend macht. Noch eine aschgraue

Quelle gewahrt man zwischen den Felsen, welche ihrer Farbe wegen „Hamas“ genannt wird. Das Wasser fühlt sich fettig an und sein Dunst betäubt. Dieses Wasser heilt die Skrophulösen. Eine Hochebene liegt in der Nähe, deren Erde roth ist und deren Pflanzen tiefgrün und cactusartig sind. Hier ist der gesuchte Ort.

In der Mitte befindet sich die Quelle, an deren Ufer die glänzend schönen Blumen „Nemuphar“ wachsen. Jetzt, zu Beginn des Frühlings, sind nur die krug=ähnlichen Samenkelche der Wunderblume zu sehen. Auf den großen roth geäderten Blättern der Blume sitzen Frösche und melden quakend den Wechsel der Witterung. Seit Langem ist diese Heilquelle bei den Szekler Frauen bekannt.

Szilamer und der Aussätzige hatten bald neben der Quelle eine Hütte errichtet. (Auch heute pflegt man dort nur kleine Holzhütten für die Kranken je nach Bedarf zu errichten.)

Hier blieb der Aussätzige vier Tage. Am fünften Tage kehrte er in die Tiburcz=Burg zurück

— er war geheilt. Die Entsetzen des Ausschlages waren verschwunden. Die gräßliche Haut fiel vom Körper und das Gesicht zeigte wieder edle, reine Züge; dieses Antlitz war sogar weiß, wie das eines jungen Mädchens.

Fünftes Kapitel.

Ein undankbarer Sperling im Schwalbennest.

So groß Szilamers Freude auch gewesen, als er den unglücklichen Kranken von seinem Aussatz geheilt sah, dieselbe wurde noch größer, als er einmal zufällig vor jenes Blockhaus im Walde gerieth, welches das Grab eines Lebendigen hatte sein sollen, und hier — einen zweiten Aussätzigen fand.

Auch dieser wurde in derselben Weise wie der Erste ins Schloß gebracht..... Man fand die Hütte leer, die beiden Gefäße am Boden, die Speisen aber zerstreut, und daraus schloß man, daß der lebendig

Begrabene nicht mehr lebe. Gewiß haben ihn die Wölfe gefressen . . . . Friede seiner Asche. Man brachte statt seiner einen Anderen. Fürwahr, diese Hütte wurde als ein Durchhaus betrachtet, das vom Diesseits ins Jenseits führt!

Szilamer setzte auch diesen Kranken auf sein Pferd und brachte ihn heim; er errichtete ihm an der Wunderquelle eine Hütte, wo er genas.

Und von Woche zu Woche kam er zu jenem Grab für die Lebendigen, und so wie er einst von Zeit zu Zeit jagen ging, pürschte er jetzt dann und wann auf diese Unglücklichen — und wahrlich, er hatte viel Jagdglück. Gar oft rettete er einen dieser „Todten". Gegen Mitte des Sommers standen schon neun Hütten an der Wunderquelle, und die Ausgestoßenen brachten den ganzen Tag draußen im Freien zu und kehrten nur Nachts in die Tiburcz-Burg zurück.

Selbst diejenigen von ihnen, welche schon ganz genesen waren, verließen ihre Gefährten nicht

mehr, denn jenen Todtgesagten war es bei Todesstrafe verboten, heimzukehren. Ihr Vermögen wurde vertheilt und ihre Frauen erhielten andere Männer. Doch selbst wenn es ihnen gestattet gewesen wäre, würden sie diesen Ort nimmermehr verlassen haben, welcher ihnen ihr menschliches Antlitz wiedergegeben. Sie nahmen neue Namen an, schwuren sich Treue und wählten Szilamer Dpour in Streitfällen zum Richter.

Die Aussätzigen waren jedoch nicht müßig, sondern arbeiteten fleißig. Sämmtliche waren tapfere Krieger, die Palästina gesehen hatten. Einer von ihnen brachte allerlei Samen von Feldfrüchten von dort heim, deren Namen man in Europa noch nicht einmal vernommen hatte. Er und seine Gefährten bebauten ein Stück Land, begossen und pflegten die Pflanzen, und versahen die Küche mit allerlei vortrefflichen Gemüsen. (Noch heute, nach so vielen hundert Jahren, giebt es in Siebenbürgen ganze Dörfer, welche von dem Ertrag jener Gartenfrüchte

leben, deren Samen einst Meister Orban aus Asien brachte. In diesen Dörfern giebt es keinen einzigen Armen.)

Szilamer mußte wohl an die Ernährung der Kranken denken und er begriff nun schon die Tiefe des Satzes: „Vertheile Deinen Reichthum unter die Armen". Sie beschäftigten sich mit Fischfang und brachten in die Burg eine Fülle von Karpfen, Lachsen und Forellen, so daß Szilamer oft dachte, er schulde den Armen und nicht sie ihm.

Es war Einer unter ihnen, welcher einmal in einem Kloster gewesen und dort die schönen lateinischen Psalmen gehört hatte; er lehrte dieselben den Uebrigen und allabends, wenn sie heimkehrten, knieten sie im Vorhofe des Schlosses nieder und sangen das „De profundis".

So lebten hier Christen und Heiden in dieser Einsamkeit, als ob es ewig so bleiben sollte. Daran dachte Niemand, selbst Szilamer nicht, daß diese Burg nur für eine gewisse Zeit dem jungen Ehepaare über=

lassen worden war und daß Frau Rapson ihr Eigenthum zurückfordern werde. Die Zeit rückte näher, in welcher Frau Rapson ihre Burg zu beziehen pflegte, um in der Schwefelhöhle die heilbringenden Luftbäder zu gebrauchen.

Wenn auch Szilamer daran gedacht hätte, er würde sich doch diese Gedanken aus dem Kopfe geschlagen haben. Die Heilung der Aussätzigen war wichtiger als die der Frau Rapson. Und dann, wenn er sich vor den Kranken nicht fürchtete und Imola mit ihrem hundertmal schöneren Angesicht vor den Aussätzigen nicht erschrak, dann wahrlich hatte die alte Burgbesitzerin für ihre hundert Jahre alte Larve nichts zu fürchten. Im Gegentheil, sie müßte diese von der Welt verstoßenen Armen noch besser pflegen, als er es bisher gethan.

Herzlicher und freudiger hätte aber Niemand diese Unglücklichen unterstützen können als Szilamer, und er erhielt auch den Lohn dafür, denn in der Mitte des Sommers sandte ihm der Himmel eines

seiner herrlichsten Engelchen, das wohl einst dort oben über den Wolken mit vollen rosigen Wangen in die goldene Posaune gestoßen . . . Es war ein Knabe, und das Ebenbild des Vaters.

Die Freude im Hause war groß. Szilamer errichtete auf allen Hügeln Freudenfeuer, daß die Flammen in den benachbarten Gebieten sichtbar waren. Er wollte der ganzen Welt mittheilen, daß ihm ein Sohn geboren wurde, und er fing zehn Schäferhunde, band an die Schweife derselben zwei Schindeln, auf welche er mit Szekler=Runen und mit kleingothischen Lettern niederschrieb, welche Freude dem Hause Szilamer Opours zu Theil geworden. Und dann jagte er die Hunde mit einem tüchtigen Peitschenhieb davon. Als nun die flüchtenden Hunde die beiden an ihre Schweife gebundenen Schindeln auf dem Boden klappern hörten, glaubten sie den Teufel hinter sich zu haben und rannten wie besessen nach allen Himmelsgegenden, bis sie in irgend einem Dorfe aufgehalten wurden. Hier las man die Freuden=

nachricht und trieb dann den Hund weiter, damit auch das Nachbardorf die Neuigkeit erfahre. So trugen die Hunde die Freudennachricht in alle Welt. Gewiß hat auch Frau Sarah Mike auf diesem Wege Kenntniß von der Geburt eines Enkels erhalten, doch wo derselbe das Licht der Welt erblickt hatte, das freilich konnten ihr die vierfüßigen Boten nicht sagen . . .

Das war jetzt eine glückliche Zeit für die Auerochsen und das Damwild. Sieben Tage hindurch blieb Szilamer daheim, saß am Rande des Bettes und harrte mit Spannung dessen, was der kleine Mensch lallen werde.

Am siebenten Tage — es war schon gegen Abend — als die scheidende Sonne ihre letzten Strahlen durch das geöffnete Fenster warf und das Antlitz der Mutter und des Kindes verklärte, saß Szilamer am Lager seines Weibes und war ganz in die Schönheit des Anblickes versunken. Es war ihm, als ob er eine herrliche Rose mit

ihrer Knospe vor sich erblickte. Er hörte nichts und doch erklangen draußen vor dem Thore die Hifthörner und bald darauf hörte man Pferdehufe auf die Fallbrücke schlagen. Szilamer merkte nicht darauf. Durch das Fenster flogen Schmetterlinge in das Zimmer, deren Anblick auf das Antlitz des Kindes ein liebliches Lächeln zauberte. Erkannte es vielleicht diese bunten Schmetterlinge? Waren es Spielgefährten aus jener Zeit, in welcher das Kind auch Flügel besaß? . . . Szilamer bewunderte seinen kleinen Sohn, Imola wieder betrachtete das Angesicht ihres Gatten, und das Lächeln des einen Gesichtes fand auf dem anderen seinen Widerschein. Kein Wunder also, daß man Frau Rapson erst wahrnahm, als dieselbe ins Zimmer getreten war, sich Imola's Bett genähert und zu sprechen begonnen hatte. Sie war bis zum Munde mit Tüchern verhüllt, weil sie den nächtlichen Thau fürchtete.

„Ach! ach! Was treibt Ihr unglückliches

Volk!“ Mit diesem Schrei begrüßte sie das glückliche Ehepaar.

Mit Einemmale verschwand aber auch das Lächeln von den Gesichtern der drei Menschen und selbst die Sonne, als ob sie vor dieser alten Fee erschrocken wäre, verbarg ihre Strahlen hinter den Felsen. Imola bedeckte das Gesicht ihres Kindes, Szilamer brummte den heidnischen Fluch durch die Zähne: „Dorn in Deine Ferse“, denn dieser Wunsch wurde bei den Tuhudunen stets Hexen gegenüber zum Ausdruck gebracht.

Frau Rapson schrie aber unterdessen fort und fort. „Was thatet Ihr!“ Und sie rannte zum Fenster, so daß die Uebrigen glaubten, sie wolle hinausfliegen. Fürwahr, sie hätten sich nicht gewundert, wenn die Alte ihre Holzkrücke zwischen die Beine genommen hätte und durch die Luft geritten wäre. Doch sie schloß nur das Fenster, und nun wurde es auch dunkel im Zimmer. Jetzt kehrte sie zum Bette zurück.

„Denkt Ihr denn gar nicht mehr? Wißt Ihr denn nicht, daß dem Neugeborenen vor Neumond die Sonne nicht ins Antlitz scheinen darf? Das bringt Blattern! Wie, und keine Kerze brennt neben dem Bette der Frau? Wißt Ihr denn nicht, daß die böse Fee mit ihren Bügeleisen an das Bett tritt."

Szilamer lief zum Ofen und wollte eine Kerze anzünden.

„Nicht in diesem eisernen Leuchter! Suche einen kupfernen! Ach, wie unwissend sind doch junge Eheleute. Eisen darf man nicht in die Nähe einer Wöchnerin bringen, ja, nicht einmal eine Nähnadel soll man ihr in die Hand geben. Dagegen muß man ihr aber ein Hühner-Ei unter das Bettkissen legen, dem Kleinen ein Stück rother Seide um den linken Fuß binden und um den Hals eine Veilchenwurzel hängen. O, Ihr unwissendes Volk! Wie gut war es doch, daß ich hierher kam. Ihr würdet Euch selbst umbringen. Szilamer, stelle das Bett

um. Doch schütze Dein Weib, damit es der Mondschein nicht treffe, weil es sonst mondsüchtig wird. Habt Ihr denn keine Quacksalberin in der Nähe, die Euch dergleichen Rathschläge geben könnte?“

Szilamer that in seiner Angst Alles, was Frau Rapson befahl. Er wendete das Bett, stellte die brennende Kerze neben das Bett auf ein Tischchen, auf welchem bereits allerlei kostbare Gerichte standen, welche die gute alte Gidula bereitet hatte. Frau Rapson kostete dieselben der Reihe nach, beroch jedes einzelne und gab ihr Urtheil darüber ab: „Dieses ist gut, auch dieses schadet nicht, doch dieses hier ist Tausendguldenkraut! Von diesem hätte man die Blätter nicht mitkochen dürfen. Doch wo ist das Bruchkraut? Davon erhält ja das Kind Kraft und Stärke. Freilich, die Heiden kennen all das nicht. Nun ich will Euch davon geben, ich brachte es mit.“

Mittlerweile hatte sie in dem großen Sessel,

welchen Szilamer für sie zurecht gemacht, Platz genommen.

Die Alte keifte weiter: „Wohin dachteſt Du, als Du das Fenſter bei Sonnenuntergang öffneteſt? Das fehlte noch, daß die böſe Hexe Dein Kind vertauſchte und ihres dafür ins Bett legte. Jetzt iſt für die Hexen die beſte Zeit, zumal das Kind noch nicht getauft und heute weder Chriſt noch Tuhudune iſt. Schaut doch, die Hexe iſt ſchon hier im Zimmer.“

Beide, ſowohl Vater als auch Mutter, blickten gleichzeitig auf Frau Rapſon. Doch ſie hielten nicht den Gaſt für die Hexe, ſondern jenen großen Schmetterling, welcher das Haupt der Alten umkreiſte. Als derſelbe ſich auf ihre Hand niederließ, fing ſie ihn, riß ihm Flügel und Kopf aus und rief: „O, Du häßliche, abſcheuliche Hexe, biſt Du endlich in meiner Gewalt!“ Und dabei zerriß ſie den Schmetterling und warf ihn ſtückweiſe ins Feuer . . . Das Kind begann bitterlich zu weinen. Gewiß hörte

es die Schmerzensrufe seines ehemaligen Spielgefährten.

„Pfui, wie häßlich Du bist!“ sagte Frau Rapson zu dem Kinde und unterdessen lächelte sie seiner Mutter süß zu. „So muß man die Kinder loben denn Derjenige, welcher einem Kinde: ‚Ach, wie schön‘ sagt, der ‚verschreit‘ es. Ausspucken muß man, pfui, Du häßliches Kind!“

Der Kleine verbarg sein Antlitz am Busen seiner Mutter; hier fühlte er sich sicher. Frau Rapson aber hatte sich's auf dem Lehnstuhl bequem gemacht, denn ihr Gesinde brachte Kissen und stopfte ihr dieselben hinter den Rücken und unter die Füße.

„Ja, meine Lieben,“ sagte Frau Rapson, „ich freute mich nicht wenig, daß Eure Wünsche in Erfüllung gegangen sind. Als ich die Freudennachricht hörte, flog ich sofort zu Euch. Auf dem Wege sprach ich bei Eurem lieben Vater vor, und auch diesem erzählte ich, welch großes Glück seinen Kindern beschieden ist. Hei, wie hoch da der Alte

sprang, sofort ließ er einen Ochsen braten und feierte die ‚Radina'. (Fest anläßlich der Geburt eines Sohnes.) Er band mir auf die Seele, hierher zu eilen, denn noch heute will er seinen kleinen Enkel sehen. Ihr müßt ihm sofort entgegeneilen."

Imola und Szilamer sahen mit erstaunten Blicken auf einander. Also dieser Gast ist nur deshalb hierher gekommen, um sie zur Thür hinauszuweisen. Imola war nicht ihretwegen besorgt, sie war gesund und kräftig und keineswegs zimperlich, doch das kleine Kind machte ihr Angst.

„Und sofort sollen wir von hinnen? Jetzt in der Abenddämmerung?" fragte sie beängstigt.

„Ach im Sommer währt die Dämmerung lange und dann ist es just Vollmond. Auch ich reise immer des Nachts, denn die Luft ist dann am angenehmsten. Die Nachtigallen singen so lieblich in allen Büschen und die Lichtwürmchen leuchten gleich den Sternen. Uebrigens hat mir Euer Vater zu-

gesagt, daß er Euch auf halbem Wege mit Fackeln entgegenkommen wird. An der ‚glänzenden Quelle' erwartet er Euch. O, glaubt mir, geliebte Herzen, ich lasse Euch nur ungern von hier ziehen, ich liebe Euch, als ob Ihr meine eigenen Kinder wäret. Doch was sein muß, das möge lieber heute denn morgen sein. Hier würdet Ihr kaum Platz finden, denn mein Gesinde ist zahlreich und kann nicht auf dem Rücken Eurer Dienerschaft schlafen. Und dann könnte es geschehen, daß meine Schlange des Nachts vor der Wöchnerin erschiene und dieselbe erschrecken würde."

Imola erschrak.

„Bereiten wir uns zur Reise," sagte sie zu Szilamer, und damit erhob sie sich und begann ihr Kindchen fest in das weiche Kissen zu wickeln, ohne weiter ein Wort zu verlieren.

„Die junge Mutter mit ihrem Kinde wird übrigens ganz gut in meiner Sänfte reisen; ich überlasse ihr dieselbe gern. Sie kann sich darin wie in

einem Bette einrichten. Ich bin gewiß, sie wird sich wohl fühlen und schlafen."

„Sie wird in meinem Schoße besser ruhen," warf zornig Szilamer dazwischen.

Fürwahr, es berührte ihn recht unangenehm, daß er plötzlich diese Wohnstätte verlassen sollte. Er war schon so sehr an diese Gegend gewöhnt, die ihm täglich neues Glück brachte. Und dann so rasch in der Nacht aufbrechen mit einer kaum genesenen Frau und mit einem Kinde . . . Nach der Götterburg zurückkehren, in welcher sein Vater befiehlt und sein jüngerer Bruder ihm die Herrschaft streitig macht! (Er wußte noch nicht, daß Letzterer gestorben.) Noch ein anderer Gedanke betrübte ihn. Sein Herz zog ihn zu jenen Unglücklichen, deren Retter er gewesen . . . Doch in der Sache selbst besaß Frau Rapson Recht. Sie hatte dieses Schloß ihnen für so lange zugesagt, als sie selbst dessen nicht bedurfte. Jetzt verlangte sie es zurück. Dank, daß sie es ihnen so lange Zeit gelassen.

Frau Rapson ließ aber alle Minen springen, um „ihre Kinder“ recht rasch davonzujagen. Sie begann plötzlich zu jammern: „Ach, mein Fuß, ach, diese Schmerzen! Verwünschtes Nervenleiden! Es ist mir, als ob man mich mit einem Messer zerschnitte und mit brennenden Zangen zwicken würde. Wenn diese Pein mich erfaßt, glaube ich, den Tag nicht überleben zu können! Mägde, Mägde, wo ist mein Reisesack? Wo sind die Heilmittel? Ich geh' zu Grunde! . . .“

Vor dieser Alten mußte man wahrlich flüchten. Doch im selben Momente erklang aus dem Hofe der Gesang der heimkehrenden Aussätzigen. Sie sangen wie jeden Abend ihre frommen Psalmen: „Aus der Tiefe, o Herr, rufe ich zu dir! . . .“

Frau Rapson hielt mit einem Male in ihrem Wehgeschrei inne: „Was bedeutet dieser Gesang? Beten hier fromme Priester?“

Wenn man Szilamer nicht so gut kennen würde und nicht wüßte, daß weder Falschheit noch List in

ihm wohnen, dürfte man wohl annehmen, daß in ihm etwas von jenen Szekler-Böſewichtern ſteckt, die mit dem harmloſeſten Geſichte Dinge erzählen, welche den Zuhörer aus der Haut fahren laſſen.

„Das ſind, meine liebe Frau Baſe, jene unglücklichen Ausſätzigen, welche man von dem Weltgetriebe hierher in die Wälder verbannt hat, und die ich ins Schloß brachte und pflegte. Meine Frau behauptet, daß das eine ſolche That geweſen iſt, welche uns ein Anrecht auf das Himmelreich gegeben. Jetzt muß ich dieſe frommen Leute unter Deinem Schutze laſſen. Pflege Du ſie und übernehme auch mein Anrecht auf den Himmel.“

Doch dieſe Worte beruhigten plötzlich die Leiden der alten Frau. Sie ſprang aus dem Lehnſeſſel.

„Was? Du füllſt mein Schloß mit Ausſätzigen! O Du gottloſer Heide! Dieſe teufliſche That hätte auch kein Anderer als ein den Heiland leugnender Tuhudune zu Wege gebracht! Freilich, Ihr habt an Euren ſechs Teufeln, Guta, Fene, Mirigy,

Csoma, Dobrocz und Kek-Keleveny (Schlag, Brand, Pest, Skropheln, Krätze, Eiterbeule) nicht genug gehabt, nun habt Ihr noch den Aussatz beigesellt, damit die Sieben voll sei! Mägde und Knechte, macht Eisenschaufeln glühend, räuchert mit Essig und Weihrauch. Legt nichts auf die Erde, was Ihr mit Euch gebracht. Hinaus aus dieser Hölle, aus dem Reiche der Pest, aus diesem Sodoma und Gomorrha! Feuer hinter mir."

In ihrem Schrecken sprang Frau Rapson umher und gestikulirte mit ihren Händen, als ob sie den Veitstanz hätte.

Szilamer trat näher, um sie zu beruhigen, doch Frau Rapson ergriff ihre Krücke mit beiden Händen und hielt sie Szilamer entgegen, gleich einer Lanze, dabei fletschte sie aber ihre dreieinhalb Zähne und rief: „Nähere Dich mir nicht, Du aussätziger Heide, Du Gottesleugner! Du kannst nunmehr hier bleiben mit Deinem Weibe und Deinem Balge in diesem verfluchten Schlosse. Es möge über Dir

zusammenbrechen, wenn Du darin am lustigsten umherspringst! . . . Mit teuflischer Schlauheit hast Du mir meinen Besitz entwendet; verbrennen mögest Du darin mit Deiner ganzen Sippe! Mich wird diese verdammte Gegend nicht wiedersehen. Wie der undankbare Sperling im Schwalbennest hast Du von meiner Burg Besitz ergriffen. Dein ist jetzt der ganze Wald, Du kannst darin umherlaufen, so lang' Dich Deine Füße tragen. Möge Dich das Irrlicht locken, die Auerochsen stoßen, die Wölfe fressen! Und die Aussätzigen, welche Du hier=hergebracht, sollen Dir ewig erhalten bleiben und Deine Schlechtigkeit mit Undankbarkeit be=zahlen! . . ."

Zwei Mägde mußten sie davon tragen, denn sie fürchtete, den Boden zu betreten, auf welchem vorher die Aussätzigen geschritten. In der Thür wandte sie sich noch einmal um und rief Szilamer heidnische Schimpfworte zu, über welche er schließ=lich selbst lachte.

So war ihm denn auch schon der Lohn für die Pflege der Aussätzigen geworden, denn er mußte nicht bei Nacht und Nebel mit seinem Weib und Kinde über halsbrecherische Wege durch den dunklen Wald ziehen, in welchem keine Nachtigallen singen, aber dafür die Wölfe heulen.

Sechstes Kapitel.

Feuer auf dem Herde.

Frau Rapson wäre gern von hinnen gegangen, wenn ihr nicht die Aussätzigen den Weg verlegt hätten. Die armen Kranken hatten sich vor der Stiege niedergekniet und beendeten ihr Abendgebet. Niemand wagte es, sie zu berühren oder gar fortzustoßen. Weißes Gewand bedeckte ihren Körper, aber auch das Gesicht war verhüllt, weil es den Aussätzigen untersagt war, jemals ihr Antlitz zu zeigen.

„O Ihr Armen," sagte zitternd Frau Rapson,

welcher der kalte Frost über den Rücken kroch, „Ihr Unglücklichen, die ich so sehr beklage. Hier habt Ihr ein Almosen, nehmt es in Gottes Namen."

Und nach diesen Worten zog sie Silberdenare aus ihrer Tasche und vertheilte dieselben unter die Knieenden. Doch da sie fürchtete, ihnen auch nur nahe zu kommen, steckte sie in die gespaltenen Krücken der Aussätzigen die Geldstücke, denn sie wußte, daß die Kranken nur mit dem an ihrer Seite hängenden Handschuh nach den Almosen greifen durften.

Die Aussätzigen traten aber noch immer nicht zur Seite; im Gegentheile, sie beteten jetzt nur noch inniger und lauter. Frau Rapson kam ein Gedanke, welcher sie aus dem Vorhofe der Hölle retten, dafür aber Andere in die Patsche bringen sollte. Sie begann zu jammern:

„O, Ihr unglücklichen Elenden. Nicht umsonst klaget und betet Ihr hier, denn an einen guten Ort hat Euch der Teuf . . ., doch was sage ich, der

heilige Lazar, Euer Schutzpatron, gebracht. Welch ein edler Mann ist doch Euer Beschützer! Man würde kaum glauben, daß er ein Tuhudune sei. Der heilige Martin selbst wäre nicht edler und besser. Und dann seine Frau, die ist erst eine wahrhafte Christin. Sie selbst hat Eure Anzüge gewebt und verfertigt. Ich weiß, Ihr würdet durch Feuer und Wasser gehen, wenn Ihr wüßtet, daß eine große Gefahr Euren Beschützern droht . . . Nun, Ihr möget wissen, daß Beide vor großer Gefahr stehen. Morgen ist der Tag des heiligen Laurenz, heute der Vorabend, an welchem die feurigen Thränen des Heiligen vom Himmel fallen. Für die Tuhudunen ist dies das große Fest des Feuerverlöschens und Neuentzündens. Morgen muß auch Szilamer Opour in die Götterburg zurückkehren, um neues Feuer zu holen, seine Rinder über das Feuer zu treiben und, was die Hauptsache ist, seinem Sohn die Feuertaufe geben zu lassen. Denn dieses Kind ist nur zur Hälfte Christ — die andere Hälfte gehört den

Heiden. Der alte Opour hat auf die Leichname seiner beiden Söhne geschworen, den Sohn Imola's durch die Hand des Billogos verunstalten zu lassen, damit niemals ein Weib denselben lieben könne. Er soll ein Schrecken der Welt werden und Heide bleiben. Diese Schrecken stehen morgen dem kleinen Säugling bevor. Frau Sarah Mike die Mutter Imola's, weiß aber von all' diesen Dingen nichts. Wenn sie wüßte, daß ihrer Tochter ein Sohn geboren wurde, hätte sie schon ihrem Sohne Andreas, welcher in der Durchgangsburg mit Sehnsucht des Schlachtrufes harrt, den Befehl ertheilt, gegen die Götterburg zu ziehen, um ihren Enkel aus den Händen der Heiden zu befreien, ja wenn Andreas die ganze Sache hörte, würde er nicht erst den Auftrag seiner Mutter abwarten, sondern selbst gegen die Götterburg ziehen, das Thor mit Gewalt erbrechen und seine arme Schwester mit dem unschuldigen Kinde befreien. Wenn Ihr Eure Wohlthäter wirklich liebt und ins Himmelreich kommen

wollt, könnt Ihr nichts Besseres thun, als sofort Andreas Mike diese Nachrichten bringen. Ihr findet ihn in der Verbindungsburg, welche Ihr Alle kennt. Gold wird Eure Belohnung sein."

Die letzten Worte hörten die Aussätzigen nicht mehr. Sie waren aufgesprungen und rannten hinter einander her, als ob sie sich verfolgten. Ohne den Weg zu wählen, sprangen sie von Stein zu Stein, liefen durch den Vorhof des Todes, welchen selbst das Wild vermeidet. Dies ist nämlich der nächste Weg nach der Bara-Wiese und der Durchgangsburg.

Szilamer sah von einem Fenster des Schlosses diese Flucht.

„Sieh' doch, die Rapson hat unsere Armen bethört. Sie laufen über die Berge, als ob Teufel hinter ihnen wären."

Frau Rapson freilich lachte, als sie die Aussätzigen verjagt hatte.

„Jetzt geht der Tanz an. Morgen werden die

Mikes und die Opours ihr Blut verspritzen. Diese Schnellläufer hält keine Macht der Welt mehr auf."

„Jetzt war der Weg frei. Frau Rapson würde um keinen Preis ihr Nachtlager im Schlosse aufgeschlagen haben, nicht einmal wenn sie gewußt hätte, daß jener Teufel, dessen Pflicht es ist, hübsch und jung zu sein, ihr im Traume erscheinen werde. Vorerst aber wartete sie ruhig, bis der Weg, den die Aussätzigen gewandelt, mit Asche und Schwefelblüthe bestreut worden war. Dann ließ sie sich von Zweien ihrer Mägde zum Thore hinaustragen. Als sie dann draußen war, breitete man auf dem Boden eine Kameelhaut aus und sie trat darauf. Von dieser „Insel," auf welcher sie sich sicher fühlte, verfluchte sie die Burg.

„Verabscheuungswürdige, verdammte Teufelsstätte! Sodoma, Gomorrha! Todtenschädelburg! Dich segne ich mit meiner linken Hand! Zu Asche sollst Du werden, die Erde möge Dich verschlingen

und der Blitz treffen, Gespenster sollen in Dir hausen, das Brot zu Stein werden und alle Messer, Pfeile und Waffen gegen den Herrn gerichtet sein. Von Deinen Zinnen möge der Todtenvogel nie verschwinden!“

Nach diesem Fluch hob sie sieben Kieselsteine von der Erde auf, wandte sich mit dem Rücken gegen die Burg und warf dann die Steine hinter sich. Hierauf hob sie die Kameelhaut, auf der sie bisher gestanden, vom Boden auf und eilte damit ihrer Sänfte zu.

„Lasset uns fliehen, bevor die bösen Geister, welche ich rief, kommen!“

Aber diese kamen schneller. Der eine erschien in der Gestalt eines häßlichen Käfers, der andere im Gewand einer Fledermaus, der dritte als Raupe, der vierte endlich mit dem Gefieder einer Eule. Frau Rapson bemerkte sie alle sofort und schrie:

„Fort aus meiner Nähe! Macht Platz, Ihr Lumpenvolk! Fort, Pest und Seuche! Aus meinem Weg,

Vampyr! Macht Euch an Euer Werk, sonst werdet Ihr meine Peitsche fühlen."

Sie ergriff ihre große Schlange beim Kopf und schlug mit ihr durch die Luft, als ob sie eine Peitsche wäre. So vertrieb sie die gefährlichen höllischen Geister, ließ sich von zwei Mägden in die Sänfte tragen und der ganze Zug setzte sich spät Nachts in Bewegung.

Der Fluch der bösen alten Fee machte sich bald fühlbar. Kaum hatte sie mit ihrem Gefolge die Tiburcz-Burg verlassen, als auch schon vor dem Thore scharfe Pfiffe hörbar wurden. Man ließ auf dieses Zeichen die Fallbrücke herab und führte die angekommenen Fremdlinge zu Szilamer. Dieser erkannte sie sofort. Es waren heidnische Priestergehilfen, und zwar Gehilfen des Feuerpriesters.

„Was brachtest Du, mein Sohn?" fragte er einen von ihnen.

„Ich brachte nichts, aber nehmen will ich.

Morgen wird der Tag des Feueropfers sein, das alte Feuer wird verlöscht und neues entzündet. Der Gyula (Feuerpriester) entsandte mich hieher, damit ich das Feuer, welches in der Tiburcz-Burg brennt, in meinem eisernen Kessel auf den Opferhügel bringe, ehe der Morgen graut."

„Und was will der Andere?"

„Ich brachte etwas. Hier ist es. Der Rhabonban selbst hat es für Dich verfertigt."

Und nun übergab er Szilamer einen Stab, in welchen Szekler-Runen eingeschnitten waren. Szilamer erfuhr aus diesen Schriftzeichen, daß sein Vater ihn morgen mit seinem neugeborenen Kinde am Feuerhügel erwarte, damit sein Kind vom Billogos die Feuertaufe erhalte . . . Szilamer war es, als ob man ihn mit eiskaltem Wasser begossen hätte. Sein Haupt senkte sich auf die Brust. Er füllte den eisernen Kessel mit feurigen Kohlen aus dem Herd.

„Ist dies Alles?" fragte der Priestergehülfe.

„Hast Du in den Kaminen, Oefen und Herden kein Feuer brennen?“

„All' mein Feuer ist hier,“ entgegnete Szilamer, und er sprach insoweit die Wahrheit, als er das Feuer, welches im Zimmer seiner Frau brannte, nicht als das seine anerkannte. Dieses konnte er doch nicht verlöschen. Doch der Priester bemerkte ein beleuchtetes Fenster und that eine Frage.

„Es brennt dort Feuer, und zwar neben dem Krankenbette meiner Frau,“ entgegnete Szilamer.

„Das ist nothwendig,“ bekräftigte der Andere. „Doch vergesse nicht, das Feuer morgen bei Sonnenuntergang zu verlöschen, denn sonst entsteht kein neues Feuer.“

„Kein Narr braucht mich dessen zu belehren. Vertraut nicht das Feuerrad den Händen meiner Brüder. Diese sind nicht im Stande, dasselbe zu entzünden.“

„Deine beiden Brüder, Herr, werden kein Feuer mehr entfachen.“

Die beiden Garabonzen (Priestergehilfen) sahen erstaunt auf den Sprecher; sie wunderten sich, daß er von dem Tode seiner Brüder noch nichts wußte.

Dann zogen sie einen Stab durch die Henkel des eisernen Kessels, luden denselben auf ihre Schultern und gingen heim. Wer sie durch das Dunkel der Wälder schreiten sah, hielt sie wohl für zwei Waldteufel, die eine glühende Kugel auf ihren Schultern trugen.

Szilamer trat zu seiner Gattin und zu seinem Kinde, küßte ihre Stirnen und sagte: „Schlafet ruhig.“

Als die Nacht tiefer sank und das ganze Schloß im Schlafe lag, ging Szilamer hinaus in den Burghof und schritt hier auf und nieder. In dieser Nacht wachen die Tuhudunen. Alte Erinnerungen stiegen im Herzen Szilamers empor und die Gedanken raubten den Schlaf von seinen Augen.

Am Himmel erschienen die Sterne. Zuerst die

größeren und dann die kleinen. Die alte Magyaren kannten sie alle wohl und hatten für jeden einen Namen. Im christlichen Kalender giebt es nicht so viele Namen, als es am Himmel der Tuhudunen gab. Die Väter lehrten dieselben ihren Kindern. Szilamer erstieg den Erker des Schlosses und ließ sich hier nieder. Er sah hinauf zu den ewigen Sternen, die ihm so lieb und theuer waren, und jetzt erschienen und verschwanden. Das ganze Himmelsgewölbe schien zu leben.

Das Schloß lag im Schlafe. Doch in der Stille der Nacht hört man oft lispeln und säuseln, und seltsames Geräusch berührt das Ohr des einsam Lauschenden. Schon längst sind die Trompeten der Götterburg, die heute den Sternen zujauchzen, verklungen, aber die Nacht selbst regt sich und spricht mit vernehmbarer Stimme.

Ein tiefer Seufzer wird hörbar, vielleicht ist es ein Lufthauch, der durch die Wipfel der Bäume streicht, oder vielleicht gar eine Fee, deren Mantel

die Baumkronen berührt. Vom dunkelblauen gestirnten Himmel erklingen menschenähnliche Stimmen, und dann ist's wieder, als ob ihnen Posaunen antworten würden. Vielleicht sind es Schwäne, Kraniche und Wildgänse, die dort oben ihren nächtlichen Weg ziehen? . . . Räthselhaftes Murmeln steigt aus der Tiefe des Thales herauf, und es scheint fast, als ob die Erde selbst im Schlafe spräche. Und doch ist es nur der Auerochs und die Rohrdommel, dieser kleine Sumpfvogel, die dort unten wachen . . Von der Ferne hört man Schreien und Weinen, als ob Kinder jammern würden, und das Herz des Menschen schnürt sich zusammen beim Vernehmen dieser Klagelaute. Und doch ist es nur eine Luchsin, die mit diesen traurigen Tönen ihr Männchen ruft. Plötzlich wird ein hundertfacher Schrei laut, als ob er aus der Hölle käme, als ob alle Teufel auf ein gegebenes Zeichen aufbrüllten. Eine Wolfsheerde dürfte es sein, welche ein Rudel Damwild aufjagte. Dann wird es wieder still im Thal. Aus

der unendlichen Weite knallt es mit Einemmale gleich einem Schuß — ein morscher Baumriese stürzt zusammen. Unterdessen flüstern und plätschern die Wellen des Zsombor- und Götterbaches, und diese Musik dringt in das Ohr, als ob Feen in ihre Harfen schlügen, damit draußen auf dem unendlichen Moor die Irrwische dazu tanzen können.

Und all diese nächtlichen Stimmen sprachen zu Szilamer: „Du verließest schon halb und halb den uralten Glauben Deiner Väter, Du verleugnest uns, Deine Götter, die einst Deine Ahnen zu Ehre und Ruhm geführt, die dem König Attila das Schwert des Kriegsgottes in die Hand gedrückt haben; uns, die wir der kleinen Szekler-Nation durch blutige Kriege und den Zerfall zahlreicher Völkerschaften einen sicheren Zufluchtsort verschafften. Waren wir nicht gnädige Götter? Wir waren nur Dir und Deinem Volke geneigt und nicht Götter, die jede Nation in Besitz nehmen kann und Jeder für sich zu gewinnen trachtet. Uns rief man niemals zu:

‚Liebe mich inniger!‘ . . . Wenn andere Völkerschaften in den Krieg ziehen, rufen sie gegen einander ihren gemeinschaftlichen Gott an: ‚Nicht Jenen hilf, sondern uns! Schau, wir opfern Dir auf glänzenderen Altären als Jene.‘ Und während diese Götter dem einen Volke ihr Antlitz gnädig zeigen, wenden Sie dem anderen den Rücken. Wir waren nur die Götter der Magyaren. Kein anderes Volk bethörte uns mit fremden Opfern. Bei Euch waren wir immer und immer mit Euch. Zu wem wollt Ihr flüchten, wenn Ihr uns verlasset?“

. . . Die Sterne fielen vom Himmel. Jeden Augenblick schoß ein neuer Lichtstreif hernieder, als ob es brennende Vorwürfe wären, welche Szilamers Haupt trafen.

„Sieh’, ich bereue es nicht, meine Sterne vom Himmel zu streuen, und Du verleugnest mich eines blassen Weibes und eines kleinen Kindes wegen!“

Eine Fülle von Sternen sank herab, als ob eine Götterhand dieselbe hernieder schleudern würde. Wer thut dies dort oben? Die bekannten Sterne glänzten und leuchteten in wechselndem Lichte, und dem Manne, dessen Augen bewundernd zum Himmel blickten, schien es, als ob alle jene Sterne rufen würden: Wir sehen in Dein Herz!

Das Siebengestirn erscheint schon am Himmel und plötzlich erblickt Szilamer auch einen glühenden Drachen am Firmament. Sein Kopf leuchtet wie der Mond, ein langer Feuerstreif verbreitet blendendes Licht. Klirrendes Geräusch wird hörbar, als ob man Tausende von Speeren an Erzschilder geschlagen hätte. Der Drache fliegt langsam gegen Osten, und als er die Götterburg erreicht, hält er still. Hier zerplatzt er mit donnerndem Lärm, als ob das Himmelsgewölbe geborsten wäre. Eine lange Feuerlinie bleibt zurück und diese leuchtet noch lange an dem dunkel gewordenen Firmament. Den vom hellen Licht geblendeten Augen scheint es, als ob plötzlich

alle Sterne vom Himmel verschwunden wären und langsam zurückkehren würden. Bald nimmt auch das Auge wahr, daß die Milchstraße heller geworden. Die Helden des Königssohnes Csaba reiten diese Straße und von den Hufschlägen ihrer Rosse wird dieselbe glänzender. — Was brachte aber diese Helden zurück?

Nach Mitternacht nimmt der Sternschnuppenfall für kurze Zeit ein Ende, und unterdessen sieht man in der Ferne Wetterleuchten, daß man fast auf den Gedanken kommt, die schlafende Sonne hätte schlechte Träume und wende sich von einer Seite auf die andere.

Szilamer fühlte, daß ihm schwindelte.

. . . Hinter dem Berge Bucsed lugte jetzt ein Lichtstrahl hervor, dann wurde das leuchtende Ende einer Sichel sichtbar, und schließlich schwamm gleich einem silbernen Kahn der Mond durch die Wolken. Jedes Herz fühlt beim Anblick dieses Gestirnes eine unerklärliche Freude; es ist, als ob jedes Erdenleid

gelindert und jeder Zweifel gelöst wäre. Als Szilamer den Mond vor sich sah, kam ein Bild in sein Gedächtniß, jenes Bild, welches er in der Torjaer Kirche auf einem Seitenaltare erblickte. Das Antlitz einer erhabenen Frau, die ein lächelndes Kind in ihrem Schoße hält. Sie stand mit ihren Füßen in einem Silberkahne und ringsum umstrahlte sie goldiges Licht.

Bewundernd blickte Szilamer zum Himmel empor, und er harrte der Erscheinung jenes himmlischen Wesens, welches Licht in die Herzen der Menschen gießt, damit auch er den Unterschied begreife zwischen dem Gotte aller Menschen und jenen uralten Göttern, welche mit seinem Volke aussterben. So lange starrte er empor, bis seine Augen zufielen und er ermüdet in Schlaf sank.

Er hatte einen guten, schönen Traum. Weder böse Geister noch die morgenkündenden Hifthörner weckten ihn aus dem Schlafe. Endlich hörte er seinen Namen rufen, und vor ihm stand die aus

jenem Silberkahn herniedergestiegene Frau mit ihrem edlen Lächeln und dem zitternden Kinde im Arm. Ringsumher umstrahlte Beide helles Licht, wie auf dem Altarbilde. Doch dies war kein himmlisches Wesen, sondern sein Weib und sein Kind.

„Es ist Morgen! Schöner, herrlicher Tag!“ stüsterte die Frau mit liebevollem Lächeln. „Wir sind aufgestanden und schon zur Reise bereit.“

„Zu welcher Reise?“ frug Szilamer, aus seinen Träumen erwachend.

„Hörst Du denn nicht die Rufe der Hifthörner aus der Götterburg?“

Szilamer hörte nichts, denn sein Kind lallte soeben ein Wort, und dieses Wort zu ergründen schien ihm wichtiger als die Weisheit aller Priester.

„Gieb mir den Kleinen!“

Damit nahm er seinen Sohn in den Arm, küßte dessen beide Wangen oft und oft, und bei jedem Kusse sagte er ihm irgend ein liebevolles Wort, das wohl die Weisen und Propheten nicht

begreifen können, der kleine Mensch aber gar wohl verstand.

„Wann reisen wir? Es ist Alles bereit," wiederholte Imola.

„Heute nicht!" entgegnete heftig Szilamer, und dabei preßte er sein Kind so innig an sich, daß seine Mutter fürchtete, er erdrücke es; „heute nicht!"

Und wenn der Szekler sagt: „Heute nicht", dann wird er es an diesem Tage nicht thun, selbst wenn die Welt zu Grunde ginge. Man kann ihn tödten, viertheilen, aber nicht in seinem Entschlusse wankend machen. Szilamer Dpour trägt sein Kind nicht zur Feuertaufe.

* * *

Dieser Entschluß war aber verhängnißvoll für die Götterburg und für alle Anhänger des alten Glaubens.

Szilamer erschien nicht beim Feueropfer, und in Imola's Ofen wurde das Feuer nicht ausgelöscht. Wenn aber unter den Anhängern des Heidenthums nur ein Einziger das alte Feuer in seinem Hause nicht verlöscht, so können die Jünglinge beim Feueropfer kein neues Feuer entzünden. Die Hifthörner der Horkazen erklangen plötzlich von den Zinnen der Götterburg. Szilamer wartete mit Spannung auf das Aufflackern des neuen Feuers, denn dasselbe hätte er von hier aus wahrnehmen müssen. Doch weder Rauch noch Flammen wurden sichtbar, und trotzdem war es heller Tag. Das neue Feuer hätte bereits brennen müssen.

Szilamer stand auf dem Erker und blickte hinaus in die Weite. Dichter Nebel bedeckte die Gefilde und wie eine blaue Wolke sah man die Götterburg in der Ferne.

Imola errieth, was ihren Gatten zu dieser Stunde bewegte; sie sah, daß er trauerte und litt. Imola hatte Aehnliches empfunden, als sie damals

beichten wollte. Szilamers Augen dankten ihr für das Mitgefühl.

Doch es war schon spät und noch immer kein neues Feuer in den Mauern der Götterburg sichtbar. Der Nachmittag ging zu Ende, aber nirgends wurden Freudenfeuer entzündet, keine Feuerräder von den Bergen gerollt, die Götterburg schien ausgestorben zu sein.

Vor Sonnenuntergang erhob sich ein Sturm. Von Süden und Westen zogen ungeheure Wolken daher, deren Form himmelstürmenden Titanen glich. Seht, Jener hat einen silbernen Helm auf dem Haupte und seinen bauchigen Schild stößt er mit Macht vor sich hin. Der Nächste ist trotzig und wild, vielleicht Humor oder Magor. Sein langer grauer Bart wallt herab, sein dunkelblauer Mantel bedeckt die Hälfte des Firmaments. Unter ihm ist eine lichte Himmelsgestalt sichtbar. Es ist die versöhnende Fee. Blutigrothe, feurige Ungeheuer verstellen ihr den Weg, erfassen sie und

reißen sie in Stücke. Die Ungethüme am Himmel schießen mit ihren blitzenden Pfeilen auf einander und hauen mit Flammenschwertern ein. Das Himmelsgewölbe erdröhnt bei diesem fürchterlichen Kampfe. Jetzt umklammern sich die riesenhaften Kämpen, eine dunkle Masse erscheint vor den Blicken und dann tritt tiefe Finsterniß ein. Es scheint Nacht zu sein, und nur flackernde Blitze verbreiten für einige Sekunden Licht. Die Gegend erscheint bleich und fahl, als ob sie das Reich der Todten wäre. Lauter Posaunenton wird hörbar, und plötzlich öffnen sich die dunklen Wolken wie ein ungeheures Thor, und weit und tief blickt man in den Himmel, erschaut die sonnigen Gefilde, welche die Heimat aller glänzenden Helden der magyarischen Urzeit geworden sind. Hier sieht man den großen Lehel mit dem Wunderhorn, Botond mit seinem Schwert, den rachegierigen Verbulcsu, den greisen Almos, Arpad, den Gründer des magyarischen Vaterlandes, die letzten Helden Kupa und Giula, ferner Thonuzoba nnd sein tapferes

Weib, die Märtyrer der Tuhudunen und gewiß auch Zsombor — doch die ganze Erscheinung währte nur einen Augenblick. Vom nächtlichen Himmel fiel plötzlich der Morgenstern herab, und Berg und Schloß erzitterten. Seine Flamme entzündet einen Balken, welcher aufglüht und glänzendes rothes Licht auf die Gegend wirft. Blut fließt aus den Wolken. Ist dies die Fortsetzung des Nibelungenliedes im Himmel?

Ein Bote aus der Götterburg traf ein. Durch Feuer und Wasser führte sein Weg. Es war der alte Krieger Koppan.

„Welche Nachricht brachtest Du?“ fragte Szilamer den zitternden Alten.

„Ich bringe schlechte Nachricht, Schlimmeres als Todeskunde. Heute Morgen entzündete sich kein neues Feuer; doch dies war nur der erste Fluch. Der Herr hat sich von den Tuhudunen gewendet! Während wir ohne Feuer waren, stürmten die

Torjaer Christen die Götterburg. Andreas Mike führte sie. Wir konnten unsere Feuerkränze nicht benützen, denn Feuer fehlte uns, und so gelang es den Feinden, ihren Streitthurm bis an die Festung zu schieben. Auch das Schwefelfeuer unter der eisernen Brücke vermochten wir nicht zu entzünden, um die Stürmenden hintanzuhalten. Sie erbrachen das Thor. Wir besaßen Waffen und hatten die Uebermacht, und dennoch mußten wir unterliegen. Man trieb uns aus der Citadelle und drängte uns in die innere Burg, von wo es nur Einen Rettungsweg giebt, und dieser führt durch den Vorhof der Hölle."

„Man trieb Euch aus der Götterburg?" schrie Szilamer, und die Flammen der Scham schlugen in seinem Gesichte auf. „Aus steinernen Mauern wurdet Ihr verjagt von einem ungleich schwächeren Feinde! Alle Dpours besiegte ein einziger Mike! Habt Ihr denn die Herzen bei Euren Weibern gelassen?"

„Wir waren zaghaft," lispelte Koppan; „der Zorn Gottes machte uns bangen, und wir Alle zogen in den Kampf mit dem Bewußtsein, daß er unser Verderben sein werde. Als das Thor erbrochen war und die Christen in die Burg stürmten, erblickten wir in erster Reihe neun weiße Gestalten in langen, unheimlichen Sterbekleidern. Wir hielten sie für Todte, die aus dem Grabe erstanden, denn ihre Gesichter waren bleich und von den Würmern zerfressen."

„Die Aussätzigen!"

„Helden der Hölle schienen es zu sein; denn als wir ihnen gegenüberstanden, verloren die Waffen in unserer Hand ihre Gefährlichkeit. Wenn wir gegen sie die Streitaxt erheben wollten, wurde dieselbe so schwer in unserer Hand, daß wir vermeinten, ein Faß zu heben, und die Schwerthiebe, welche ich unter sie vertheilte, blieben so wirkungslos, als ob ich mit einem Strohhalm gekämpft hätte. Vor diesen Wesen floh Jeder, der Blut in seinen Adern hatte

Menschen fürchte ich nicht, aber wer würde es wagen, mit Todten zu kämpfen?“

„Meine Aussätzigen!“ murmelte Szilamer bitter.

„Gewiß hat mich die böse Hexe verflucht. O, warum war ich nicht dort!“

„Das war ja eben unser Fluch. Du warst nicht zwischen uns; ein junger Feldherr fehlte, der den Kämpfenden befahl, sie mit seinem Beispiel anspornte.“

„Wo waren meine Brüder? Zsombor, Iszla?“

„Deine Brüder? O guter Szilamer, die sind längst bei ihren Ahnen auf den sonnigen Gefilden des Jenseits. Iszla fiel in Torja, als Du Deine Gattin nahmst, und Zsombor unterlag im Kampfe gegen Andreas Mike in der Durchgangsburg. Wir beerdigten sie vor langer Zeit nach guter alter tuhudunischer Sitte.“

„Meine Brüder todt?“ jammerte Szilamer.

„Ja wohl, todt, und Dein Vater beweinte sie mit seinem Blute, das aus sieben Wunden strömte.

Er selbst, der greise Held, liegt jetzt auf der Bahre."

„Beiße Dir die Zunge ab, um mir nicht fürder solch' schreckliche Nachrichten zu künden."

„Doch das Schlimmste ist noch zurück. Daß unsere Herde und Herzen ohne Feuer sind, daß wir besiegt wurden, Deine Brüder begraben und Dein Vater auf der Todtenbahre liegt, das Alles ist noch nicht das Entsetzlichste. Unser Fluch ist, daß Du nicht unter uns bist. Andreas Mike ließ verkünden, daß er, nachdem Du und Deine Frau nicht bei uns seid, die Götterburg und darunter den Thurm, in welchem unsere Götter sich befinden, zerstören wird. Die Trümmer dieser Mauerwerke werden auf uns fallen, auf uns, die wir in das Innere der Burg geflüchtet sind."

„Ich werde bei Euch sein!" schrie Szilamer.

„Mich soll das Verderben mit Euch ereilen. Ich will zu Euch kommen mit Weib und Kind, und wer sich mir entgegenzustellen wagt, wird mich an

meinem Bruſtpanzer mit der goldenen Sonne und an den Schlägen meines Schwertes erkennen! Mach Dich zur Reiſe fertig, Gattin! Es blitzt aus den Wolken und der Donner erſchüttert das Himmelsgewölbe! Der letzte Tuhudune macht ſich auf den Weg. Dort brennt noch ein Balken, himmliſches Feuer hat ihn entzündet und wir haben nun neues Feuer. Entzündet daran Eure Fackeln! Ich will die Flammen des Himmels in die Götterburg bringen! Vorwärts, Tuhudunen! Wer mich liebt, folge mir!“

Imola ſah bewundernd zu ihrem Gatten auf. Der Zorn, welchen der heidniſche Glaube plötzlich in ihm entfachte, hatte eine große Veränderung auf ſeinem Antlitz hervorgebracht. Er begann die alten Kriegslieder zu ſingen, welche die alten Götzen verherrlichen, rief den Hifthornbläſer und ließ denſelben in das Horn ſtoßen, deſſen Ton bis an die Götterburg ertönen ſollte. Unterdeſſen gürtete er ſeinen Panzer um, ſetzte den Helm auf und entzündete

die Pechfackeln, die er unter seine wenigen Getreuen vertheilte. Sein Kriegsgesang entflammte die Uebrigen.

Es war das letzte Aufflackern des heidnischen Feuers.

Imola folgte mit ihrem Kinde dem Gatten wortlos in die tödtliche Schlacht.

Der Glaube ist eine starke Macht, aber stärker noch ist die Liebe des Weibes!

Die Götterburg besaß zwei Theile: eine Citadelle, welche die Häuser der Tuhudunen einschloß, und die innere Burg. Die Citadelle wurde erbaut, als der ungarische König die heidnischen Heerführer aus ihren Burgen trieb und alle Besiegten, welche sich dem katholischen Glauben nicht unterwerfen wollten, in der Götterburg Zuflucht suchten. Der Wojwode hatte nämlich dem König abgerathen, diese uneinnehmbare Festung zu belagern. Freilich wurde damals den Bewohnern der Götterburg mitgetheilt, daß sie in ihren Mauern sicher wären, doch außer-

halb der Burg mögen sie sich hüten, die Christen zu belästigen. Man baute damals diese Citadelle, in welcher außer dem Hügel für das Feueropfer noch zahlreiche Häuser Platz fanden. Die Hervorragendsten unter den Geflüchteten kamen mit ihren Schätzen und Rindern hierher. Wegen des steilen Gebirges war dieser Ort nicht anders anzugreifen als auf dem zum Thor führenden Wege, vor welchem man eine Mine gegraben batte, die mit Schwefel gefüllt war. Ueber diese Mine führte eine eiserne Brücke, und sobald der eindringende Feind von dieser Brücke Besitz genommen, wurde der Schwefel entzündet und der Dampf trieb die Feinde davon, wie der Rauch einen Bienenschwarm.

Doch noch eine andere geheime Kraft besaß der Wachtthurm. Als man ihn erbaute, war er dreimal hinter einander zusammengestürzt. Böse Menschen behaupten wohl, daß die Torjaer Christen des Nachts die Mauer untergruben, auch sagt man, daß der Baumeister den Grundstein schlecht gelegt habe, doch

jeder ehrliche Mensch wird wissen, daß die Teufel Schuld daran waren, die bei jedem neuen Bau ein Opfer haben wollen. Der Baumeister ließ schließlich seine Frau in den Thurm einmauern und nun blieben die Mauern stehen. Noch heute ist jener Marmorstein sichtbar, hinter welchen das Opfer gesenkt wurde. Dieser Thurm kann nicht nur den Teufeln widerstehen, er ist auch für jeden menschlichen Feind uneinnehmbar.

Um so größer war der Schrecken der Bewohner der Götterburg, als diese Citadelle mit Einemmale von den Christen eingenommen wurde. Diese That grenzte an Unmöglichkeit. Viele behaupten, daß es nur deshalb gelang, weil die Szekler gegen ihre Nation nicht so leidenschaftlich kämpfen als gegen Fremde; Andere sagen, daß die vorausstürmenden Aussätzigen für Todte angesehen wurden und dieser Glaube die Kraft der Arme lähmte, doch thatsächlich hat nur der Mangel des neuen Feuers die Niederlage verschuldet . . . Das ganze Volk der Tuhu-

dunen war in den innern Theil der Burg zurück=gedrängt, es fehlte ihnen Feuer, Speise und Trank, denn die Christen hatten von Allem Besitz ergriffen.

Doch wo Noth am größten, ist Hilfe am nächsten. Szilamer kam mit seinen Fackeln . . . Das Licht der Sonne wurde von den Menschen niemals freudiger begrüßt als jenes Feuer, welches aus der Tiburcz=Burg gebracht wurde. Nur von dieser Seite war jetzt noch der Weg in die Götterburg frei, auf den breiten, in Stein gehauenen Treppen konnte man sogar das gerettete Vieh bis zur heiligen Quelle treiben.

Als Szilamer sichtbar wurde, hob sich der Muth der Tuhudunen, und mit großem Freuden=geschrei empfingen sie ihn beim Thor. Sie setzten ihn auf ihre Schilder und trugen ihn in den Burghof.

Der junge Feldherr brachte mit einemmale Ordnung in die Reihen des Kriegsvolkes. Er ver=

einigte die Führer um sich, gab Befehle, ließ die Waffen stählen und trieb das waffenuntüchtige Volk in die Kellerräume. Die Christen in der Citadelle bemerkten bald, daß im inneren Burgraum eine Veränderung vorgegangen sei, denn die Freudenfeuer loderten dort hoch auf. Bald wurde ihnen auch der Grund bekannt. Der Kodar (Kriegsausrufer) trat auf die Spitze des Thurmes, und nachdem er dreimal in sein Hifthorn gestoßen, verkündete er laut:

„Höre meine Worte, Andreas Mike! Mein jugendlicher Herr, der Führer der Tuhudunen in der Götterburg, Szilamer Dpour, fordert dich zum Zweikampf. Beim Morgengrauen des nächsten Tages mögest du mit all' deinen Waffen erscheinen, und er ist bereit, jede Art des ritterlichen Turniers zu bestehen oder mit seinem Heere gegen das deine zu kämpfen. Bis dahin tröste aber deine Mutter und sage ihr, daß sie beten möge, denn morgen wird sie gewiß einen Sohn weniger haben!“

Andreas Mike war bereit.

Imola wunderte sich nicht, daß Szilamer jetzt nur an den Kampf dachte und nicht seinen auf der Todtenbahre liegenden Vater sehen wollte. Der Todte kann warten, der hat Zeit. Der erste Tag ist ohnedies nur zum Trauern für die Weiber da. Imola selbst eilte, als ihr Kind schlief, in den Waffensaal, wo die Todtenbahre stand. Zwei Hellebardiere hüteten den Eingang und hielten die Lanzenspitzen zur Erde gesenkt. Sie erschrak, als sie eintrat, denn hier vernahm sie nicht das Weinen von Frauen, wie dies doch bei Christen und Tuhudunen bei solcher Gelegenheit zu hören ist. Auch Fackeln brannten nicht. Keine einzige Frau war anwesend, auch Sänger und Musikanten fehlten. Nur Männer saßen ringsumher, und unter diesen kannte sie nur den Horkaz (Wahrsager) Kajon.

In der Mitte des Saales stand die Bahre, doch dieselbe war so hoch, daß man kaum die Gestalt des darauf Ruhenden sehen konnte. Zweige be-

deckten sein Angesicht. Ein unheimlicher Geruch war im Raume fühlbar, trotzdem die Fenster weit geöffnet standen. Imola kannte diesen Geruch. Doch wo empfand sie ihn zum erstenmale? Weshalb schauderte ihr Leib?

Als Priester Kajon Imola in der Thür bemerkte, eilte er ihr entgegen, breitete seinen Mantel gleich den Flügeln einer Fledermaus aus und flüsterte ihr zu: „Verlasse diesen Ort!“

„Was thut Ihr hier?“

„Wir opfern Gott!“

„Darf ich nicht mit Euch opfern?“

„Ein Todter ist heute hier.“

„Wirklich todt?“

„Ich sagte schon, daß er heute todt ist.“

„Und morgen?“

„Auch morgen wird er todt sein.“

„Und später?“

„Vielleicht auch dann.“

„Laß mich zu ihm, ich will ihn sehen.“

Sie hatte Kajou bei Seite gestoßen und war zur Bahre geeilt. Vor derselben lag eine braune Masse; sie hielt es für ein Kissen und trat darauf.

„Gieb Acht, Du trittst auf einen Löwen!“

Doch sie stand schon dort.

Der Löwe erhob sein Haupt, blickte um sich und ließ dann wieder den Kopf zu Boden sinken.

Imola aber sah mit Entsetzen im Munde des alten Opour jene Wunderblume, welche sie einst heimgebracht und die ihr Mann „Ende der Welt“ genannt hatte.

Sie wollte die Blume entfernen, doch die Männer ringsumher rissen Imola bei Seite.

„Er ist nicht todt! Ihr wollt ihn nur ver=bergen,“ lispelte Imola.

„Du sagst es!“ war Kajous Antwort.

„Ihr zwanget ihn zu diesem Opfer!“

„Es mußte sein,“ sagte der Priester. „Wenn es auf Erden keinen Rath mehr giebt, muß man vom Himmel einen solchen verlangen, das ist eine

alte Sitte, und der älteste Heerführer ist nur würdig, vor dem Kriegsgotte Damasek im Jenseits zu erscheinen."

Jetzt gerieth Imola in Zorn.

„Höre, Horkaz Kajon! Mit mir wirst Du nicht reden wie mit einem Kinde! Ich kümmere mich nicht um Deine tuhudunische Religion, und mir ist es ganz gleichgiltig, was Du glaubst. Opfere meinetwegen weiße Pferde und Schäferhunde, aber meinen Schwiegervater, den Vater meines Gatten, wirst Du nicht opfern. Hier habe auch ich mitzureden."

„Wir opfern ihn ja nicht. Er wird sieben Tage todt sein und dann neuerdings auferstehen und leben."

„Das erzähle einem Narren! Wer sieben Tage im Grabe liegt, wird nimmermehr das Licht der Welt sehen."

Kajon fletschte die Zähne.

„Und wäre es denn ein gar so großer Verlust, wenn der Todte nicht mehr die Welt erblicken würde?

Sprechen wir wie vernünftige Leute mit einander. Du wirst mich verstehen. Das Ende des alten Glaubens steht bevor. Die letzte Flamme flackert auf, aber sie leuchtet und erwärmt nicht. Wenn die Wurzeln eines Baumes verfault sind, stützt man ihn vergebens, er muß stürzen. Diejenigen, welche noch mit uns opfern, thun es nur in der Erinnerung an ihre Vorfahren. Wir selbst fühlen nicht mehr, was wir sagen. Was nützt es, uns zur Wehre zu setzen? Alle großen Völker haben sich zum katholischen Glauben bekannt, auch wir müssen es thun. Unsere Söhne und Töchter besuchen schon verstohlen Eure Kirchen, und bei unseren Opfern wird die Menge immer kleiner. Wir können den Strom der Welt nicht nach rückwärts fließen machen. Sieh, eine Handvoll Christen und neun elende Aussätzige treiben die Tuhudunen aus ihrer befestigten Burg. Der Tuhudune kann und will nicht mehr für die Altäre seiner Götter kämpfen."

Imola staunte. Das waren Worte, die zu

anderer Zeit sehr vernünftig gewesen wären. Sie blickte um sich, und Kajon, ihren Zweifel gewahrend, fuhr fort: „Diese Männer hier denken alle wie ich. Dies hier sind Priester: der Taltos (Roßschlächter) Seremos, der Gyula (Feuerpriester) Karako, der Kadar (Richter) Vethegö, der Billogos (Täufer) Tihadar, der Perestalto (Kriegführer) Csomok und der Garaboncz (Priestergehilfe) Sügeter . . . Möge sich ein Anderer den Kopf zerbrechen. Warum sollte ich nicht ein so guter Dechant sein wie der Torjaer? Und könnte ich nicht einen Probst abgeben? Auch ich habe eine Tonsur. Wenn ich den Mantel jener Kirchenfürsten umnehme, bin ich im Stande, sofort ihr Amt anzutreten. Der Kadar kann Stuhlrichter werden, und all' die Anderen können ebenfalls bei den Christen ein Amt erhalten . . . ‚Gebet uns unser tägliches Brot' und das Uebrige Eures Vater-unser nehmen wir gern in Kauf. Gewinnt unsere Wahrsager und Priester und wir führen Euch die Tuhudunen so rasch zu, daß sie dies gar nicht

merken. Ihre alten Festtage verwandeln wir in christliche; wir machen aus dem Feuerfeste ein Johannisfest, aus Gott Damasek Jehovah, die Teufel lassen wir Teufel sein und Alles ist in Ordnung . . .“

Imola wandte unmuthig ihr Antlitz von diesen Heiden, welche mit ihren Göttern Handel treiben wollten.

„All dies ist sehr vernünftig gesprochen,“ sagte die Frau, „doch wenn ich an Eurer Stelle wäre, würde ich diese Worte meinem Herrn, dem Führer selbst, Aug' in Aug' mittheilen.“

Welche Heiterkeit erweckten diese Worte unter den Uebrigen.

„Bei Dpour würden wir schön ankommen.“ — „Mich ließe er viertheilen.“ — „Mich verbrennen!“ — „Mich würde er in einem Mörser zerstoßen lassen!“ — „Mich an den Schweif eines Pferdes binden!“ — „Das fehlte noch, daß der alte Dpour uns hörte.“ . . . Und wenn er sie hören würde?

Imola betrachtete das Antlitz des Rhabonban.

Während der Horkaz Kajon sprach, blieb das Angesicht des Scheintodten unverändert, doch das Haar und der Bart ergrauten in diesen wenigen Minuten vollständig. Er mußte mit Schmerz und Schande das entehrende Anerbieten dieser Männer vernehmen, welche er gepflegt und vertheidigt, deren Kleider er geküßt, ja ihretwegen sogar Blut vergossen hatte. Die Hölle that sich auf beim Vernehmen dieser verrätherischen Worte; er wußte nun, daß die Ehre seines ganzen Lebens, sein Ruf und seine Gebete nichts Anderes waren als das Spiel einiger Narren mit einem blinden Menschen; er erfuhr nun, daß jene Götter, welche er suchte, nirgends zu finden sind und ahnte jetzt, daß er nicht die sonnigen Gefilde des Jenseits betreten, sondern in die kalte Erde zu den kleinen Erdzeislein kommen werde, welchen er so oft seine Sünden gebeichtet hatte. Wenn er dort unten erwachen müßte, würde er in der schrecklichen Finsterniß verzweiflungsvoll an die Wände seines Sarges klopfen und den Tod bitten,

ihn von diesem Dasein zu befreien. Eine unendliche Tiefe fühlte er unter sich gähnen, in welche er unaufhaltsam sank, eine Unendlichkeit voll Finsterniß. Was wäre die Hölle, wenn nicht dies? Schreck und Grausen vermochten seine steifen Glieder nicht zu brechen, aber sie bleichten sein Haar, das früher grau wie Stahl war und jetzt weiß wie Silber wurde.

„Schaut hin!“ schrie Imola und wies auf die Gestalt.

Die Männer fuhren entsetzt von der Bahre zurück. Nur Kajon behielt seine Ruhe.

„Er hat gehört, was wir sprachen, und ist um zwanzig Jahre gealtert, während er meine Worte vernommen. Um so eher ist er jetzt für den Tod reif. Niemand steht unserem Entschluß im Wege als er. Möge er dorthin gelangen, wohin er zu kommen wünscht.“

Auf der Stirne des Scheintodten wurden weiße Perlen sichtbar. Es war kalter Schweiß.

Imola lispelte entsetzt: „Ihr wollt ihn lebendig begraben!“

„Wir werden ihn wieder ausgraben, und dann möge er auferstehen, wenn er es vermag.“

„Ihr tödtet ihn!“

„Er selbst hat sich zu diesem Opfer bereit erklärt.“

„Ihr Heiden!“

„Warum Heiden? Hat denn der große Erlöser nicht selbst den Tod erwählt? Hat man ihn nicht an das Kreuz geschlagen? War das Leben des Königs von Nazareth nicht ebenso werthvoll wie das des alten Opour?“

Der Zorn röthete die Wangen der jungen Frau.

„Und ich sage Euch, daß ich nicht gestatten werde, den Vater meines Gatten lebendig zu begraben — so wahr mir Gott helfe!“

„Was willst Du thun?“

„Ich weiß, wie man Scheintodte wieder ins Leben zurückruft!“

„Und Du würdest es wagen?“

„Ich werde es thun.“

„Denke an Dich, Weib, denke an Dein Kind! Wenn wir das Gift der ganzen Welt sammelten, es in ein Glas leerten und Dir zu trinken gäben, würdest Du nicht mehr Todesqual erleiden, als wenn Du diesen Mann, der vor Dir liegt, zum Leben zurückrufest. Der Teufel ist kein böserer Feind der Engel, als ein tuhudunischer Vater der Feind jener Frau, wegen welcher die Christen seine beiden Söhne mordeten. Du erweckst in ihm Deinen Mörder, Deinen Henker und das Verderben Deiner Nachkommen.“

„Ich glaube es,“ sprach Imola ernst. „Doch mein Glaube ist der Christus, welcher befiehlt, daß man Böses mit Gutem vergelten soll. Ich darf nicht mein und meines Kindes Leben dadurch beschützen, daß ich den Vater meines Mannes tödten lasse, ohne etwas zu seiner Rettung zu thun.“

Nachdem sie dies gesagt, sprang sie nochmals

auf den Rücken des Löwen, riß dem Scheintodten die Wunderblume aus dem Munde und warf sie weit von sich. Der Scheintodte fühlte, daß eine unsichtbare Hand ihn in seinem Falle aufhielt und emporzog aus dem sternenlosen Nichts zu dem ewigen Himmel. Doch die erschrockenen Priester sprangen zur Bahre und wollten die junge Frau fortreißen.

„Auf, Löwe!“ schrie Imola zornig. „Erwache! Schütze Deinen Herrn, hilf mir gegen diese Elenden!“

Und das Thier verstand die Worte der bewunderungswürdigen Frau. Brüllend sprang der Löwe empor, schüttelte seine Mähne, schlug mit seiner Tatze auf die Bahre, daß dieselbe umfiel und der todte Körper in den Saal rollte.

Taltos, Horkaz, Garabonez flüchteten durch Fenster und Thüren vor dem zornigen Unthier, und in einem Augenblicke war Imola allein. Der Löwe blieb vor der Thür stehen und erhob zornig sein Haupt, so oft sich Jemand zu nähern wagte. Man-

chesmal wandte er seinen Kopf zurück, um zu sehen, was die Frau mache.

Imola begoß den Scheintodten mit kaltem Wasser, rieb ihn mit ihren Handflächen, doch es gelang nicht, den Rhabonban zum Leben zurückzurufen. Er schlief fest und gab kein Lebenszeichen von sich. Die Blume „Ende der Welt" schloß sein Herz.

Imola schien ermüdet und sie winkte dem Löwen, als ob sie ihm mit ihren Augen befehlen könnte. Das königliche Thier kam näher; es wollte der Frau helfen.

Dpour Kelend war noch mit einem Fuße auf dieser Welt, und als der Löwe seine Fußsohlen zu lecken begann, verzichtete der Todte auf den Ruhm, gestorben zu sein, zuckte zusammen und war wieder bei sich. Er zitterte, und während seine Zähne zusammenschlugen, sprach er unartikulirte Laute. Imola bedeckte ihn mit einem Mantel und nahm sein greises Haupt in ihren Schoß. Der Löwe kauerte

sich vor seinem Herrn nieder wie ein treuer Hund. Es gab in jener Zeit bewunderungswürdig treue Löwen, wie beispielsweise jener des christlichen Ritters, welcher seinem Herrn durch das Meer nachschwamm und dort ertrank.*)

Imola fuhr mit ihrer Hand dem alten Rhabonban über die Stirne und derselbe öffnete endlich langsam die Lider und sah mit glänzenden Augen auf sie. Seine kräftige Stimme hatte er verloren, er vermochte nur zu flüstern.

„Du weckteſt mich. Du riefſt mich zurück. Mein Weg war weit. Ich komme aus dem Himmel, wo ich Gott gesehen und sein Wort gehört. Ich werde nicht mehr lange unter Euch weilen . . . Es ist weit besser dort oben. Nur ein Wort will ich sagen, höret es, denn Gott hat es Euch gesendet. Jetzt kenne ich auch seinen Namen, er heißt: Barmherzigkeit.“

---

*) Dieser Ritter war Geoffroi de la Tour, wie dies das „Magnum Chronicon belgicum“ bezeugt.

Und nun ergriff er sein Haar und sagte zu Imola: „Flechte meinen Zopf auf.“

Dieses Wort hatte eine große Bedeutung, denn aufgelöstes Haar trugen nur die Szekler-Christen.

Siebentes Kapitel.

Der Blutvertrag.

Das Gewitter war vorüber. In der Ferne sah man noch hin und wieder die zuckenden Flammen des Blitzes. Langsam trat der bleiche Mond aus den Wolken und sein Licht fiel auf die Wachen, welche auf den Schanzen auf und nieder gingen und deren Schatten auf die breiten Mauern fielen. Heftiger Wind jagte das Licht der Fackeln in die Höhe. Im Osten zeigte sich ein leichtes Roth . . . der Tag stieg auf. Es wurde heller und heller. Die Tuhudunen in der Götterburg bereiteten sich

zur Wahl eines neuen Feldherrn vor und zu dem Schwur, welchen sie dem neuen Führer leisten müssen.

In die Mitte des Hofes stellten sie einen Steinblock und neben denselben die großen Götter, welche die vier Elemente repräsentirten. Auf den Block selbst legten sie den Kelch, der aus einer Kokosnuß verfertigt und zur Hälfte mit Wein gefüllt war. Zwei Helden brachten das Steinschild Zsandirhams, in das die Grundgesetze der Szekler eingegraben waren, ein dritter das Testament des Führers Csaba, welches in eine Ochsenhaut eingeschnitten war, und legten beides vor dem Steinblock nieder.

Im Halbkreis wurden Pfeifenspieler aufgestellt, und hinter ihnen sah man junge Mädchen mit Eichenlaub in den Haaren und Sicheln in den Händen. Die Krieger waren in sieben Abtheilungen getheilt und jede dieser Abtheilungen wurde in eine Ecke des achteckigen Hofes gestellt, so daß eine Ecke

frei blieb, in welche die Führer traten, die Aeltesten und Würdigsten unter den Tuhudunen.

Als der Thurmhüter den Morgen verkündete, erschien der Kadar und gab mit drei Trommelschlägen das Zeichen zum Beginne der Ceremonie. Tiefe Stille trat ein.

„Szekler, Tuhudunen!“ schrie der Kadar. „Unser alter Rhabonban, der gute Opour Kelend, begab sich zum Kriegsgott Damasek ins Jenseits. Niemand kann wissen, ob unsere Ahnen den alten Rhabonban wieder heimkehren lassen. Ein gefährlicher Feind steht aber vor unseren Thoren und ohne Feldherrn können wir gegen ihn nicht kämpfen. Wählen wir einen neuen Führer, der jung und kräftig ist, in die Fußstapfen des alten treten kann und sowohl die eiserne Brücke, die zu unserer Burg führt, als auch die goldene, auf welcher wir auf die sonnigen Gefilde gelangen, zu vertheidigen vermag. Wenn Euch Jemand in Euren Kreisen bekannt ist, der würdig wäre, unser Führer zu sein, so rufet seinen Namen.“

Helle Rufe wurden laut und alle Krieger ſchrien mit Einem Herzen und Einem Munde nur Einen Namen: „Szilamer Dpour!“

„Ihr Führer,“ ſprach nun der Kadar, „bringet auf meinem Schilde den Gewählten.“

Bald brachten die ſieben Führer Szilamer, der auf dem Schilde ſtand gleich einem Gotte. In ſeiner Hand hielt er die goldene Streitaxt, auf ſeinem Haupte ſah man den goldenen Reif der Rhabonbanen.

Szilamers Angeſicht war vom Morgenroth umfloſſen und ſeine Augen leuchteten — die Menge glaubte den Kriegsgott zu ſehen und mit ungeheurem Lärm begrüßten die Krieger den Feldherrn. Die Ritter ſchlugen ihre Schwerter an die Schilde und die Hifthörner wurden geblaſen.

Zur ſelben Zeit wurde draußen in der Citadelle von den Chriſten der heilige Pſalm geſungen: „Herr befreie das heilige Grab!“

Andreas Mike hatte noch in der Nacht einen

Boten nach Torja gesendet, damit dieser seiner Mutter die Nachricht bringe, daß morgen einer von ihren beiden Söhnen durch die Waffe des andern sterben müsse und sie für dessen Seele beten möge. Dem Dechanten ließ er aber sagen, er möge sofort zu ihm kommen, um ihm die letzte Beichte abzunehmen, Absolution zu ertheilen und die Sterbesakramente zu reichen.

Der Bote traf auf halbem Wege Sarah Mike und die beiden Priester. Frau Mike hatte sich, als sie von dem Siege ihres Sohnes über die Heiden Nachricht erhielt, sofort auf den Weg gemacht. Sie brachte Hilfstruppen, doch in ihrem Herzen trug sie den festen Glauben, daß der Bruderzwist bald ein Ende finden werde, obgleich sie wußte, daß dies ohne ein Wunder kaum geschehen könne.

Jetzt durften die Christen freilich nicht mehr zurück. Die große Aufgabe, welche sie begonnen, muß nun auch zu Ende geführt werden. Die Heiden

hingegen wollten der wilden Wuth ihrer Verzweiflung Ausdruck verleihen.

Sarah Mike traf mit der Morgenröthe in der Citadelle ein und ließ sofort eine Messe lesen. Das gesammte Kriegsvolk nahm an der Feierlichkeit Theil.

In der inneren Burg wurden die üblichen Ceremonien bei der Wahl eines Führers fortgesetzt. Auf dem Steinblock befand sich der Kelch, in welchen jeder Führer einen Pfeil tauchte. Der Kadar sprach unterdessen zu ihnen: „In diesen Opferkelch werdet Ihr Euer Blut aus Euren mit eigener Hand geöffneten Adern fließen lassen. Der mit Eurem Blute vermischte Wein wird zuerst von dem neu gewählten Feldherrn gekostet, die übrigen Führer leeren dann den Becher. Durch diesen Blutvertrag seid Ihr gehalten, die alten Gesetze und alten Götter niemals zu verlassen. Bis zum letzten Tropfen Blut werdet Ihr Euren Feldherrn und einander beschützen, so lange Sonne und Sterne

strahlen. So thaten unsere Ahnen, sowohl Attila als auch die Hetumoger und die Szekler-Führer, und so sollt auch Ihr Euer Bündniß schließen."

Wenn dieses Bündniß einmal geschlossen, dann ist auch Szilamer Opour die Möglichkeit genommen, jemals Christ zu werden. Doch der Blutvertrag kam nicht zu Stande, denn noch bevor der Erste die Adern an seinem Arme geöffnet hatte, wurde eine kräftige weibliche Stimme vernehmbar, welche rief: „Setzt die Ceremonie nicht fort!"

Und als ob dieser Warnung noch ein größeres Gewicht verliehen werden sollte, brüllte der Löwe laut. Die erstaunten Tuhudunen sahen auf und ihre Herzen erstarrten bei dem Anblick. Im Vorhofe erblickten sie eine stattliche fremde Frau; sie schien kein irdisches Wesen zu sein. Vielleicht war es die Fee Furusina oder die Königin der Walküren, so mächtig und groß erschien sie und trotzdem gut und freundlich. Auf die Schulter dieser Frau lehnt sich das Haupt eines greisen Mannes,

das dem des alten Führers Opour Kelend gleicht, nur war dessen Haar ehemals nicht so weiß wie das Gefieder einer Taube. Die Züge des Gesichtes sind nicht mehr so stolz und herrisch wie einst, die Gestalt erscheint gekrümmt, der Alte stützt sich auf die Frau und den Löwen.

Todtenähnliche Stille tritt ein.

Die Frau sprach muthig: „Ihr dürft keinen neuen Führer wählen, denn Euer scheintodter Führer kehrt zurück! Hier ist er; er lebt und wird bei Euch bleiben. Höret durch ihn die Botschaft Eures Gottes!“

Aus der Menge der Tuhudunen erhob sich ein ehrfürchtiges Murmeln. Jeder hielt diese Erscheinungen für überirdisch Den Priestern jedoch graute, Horkaz, Taltos, Kadar, Garaboncz und Billogos steckten die Köpfe zusammen: „Uns wird es schlecht ergehen.“

Als Szilamer seinen greisen Vater erblickte, sprang er vom Schilde, warf die goldene Streitaxt

und den goldenen Reif von sich. Er stürzte seinem Vater entgegen, fiel ihm zu Füßen, umklammerte seine Knie und seine Lippen vermochten nur zu lispeln: „Vater, theurer Vater!“

Der alte Opour legte die zitternde Hand auf das Haupt seines Sohnes.

„Nimm den Goldreif und die Streitaxt, denn Du wirst der Führer des Volkes sein — ich kann Dir nur noch die Richtung weisen. Ich war beim Herrn im Himmel und komme vom Jenseits . . . Tretet näher und vernehmet, was Gott Euch kündet.“

Mit Furcht und Bangen kamen die Tuhudunen näher, bildeten einen Halbkreis und lauschten den Worten des greisen Führers. Seine Stimme erklang so matt und leise, als ob sie aus weiter Ferne käme.

„Der Gott der Magyaren läßt Euch künden, daß es im Himmel keinen Kampf giebt. Die Götter im Jenseits verletzen einander nicht und

wollen auch nicht, daß ihre Anhänger sich bekriegen. Unser Gott und Jehovah sind Eins, Engel, Feen, Helden und Märtyrer sind dort oben gleich, nur hier auf Erden giebt es Unterschiede . . . Gott Damasek fordert Euch auf, mit Euren Szekler-Brüdern Frieden zu schließen. Verlasset jene Altäre, auf welchen Blut fließt, und suchet solche auf, an welchen Eure Sünden vergeben werden. An Stelle des irdischen Feuers verehret das himmlische und nur jenen Gott betet an, der unsichtbar ist. Ihr werdet trotzdem Damasek huldigen und er wird bleiben, was er war, der Gott der Magyaren, der mit Euch lacht und weint, für Euch kämpft und Wunder wirkt, Euer Gott . . . Kniet nieder!"

Und nun streckte er die Hände weit aus, so daß er einem lebendigen Kreuze glich. Er brauchte keine Stützen mehr.

Das Volk sank auf die Knie, Szilamer öffnete seinen Haarzopf und alle Männer folgten diesem Beispiel.

„Gott hat es befohlen! Ein Wunder ist geschehen.“

Der alte Rhabonban fuhr in seiner Rede fort: „Oeffnet das Thor und gehet Euren Brüdern entgegen, barhaupt und ohne Waffen. Vorauf möge die Beste unter Euch, diese Frau, mit dem Unschuldigsten aus Eurer Mitte, ihrem Kinde schreiten. Gott hat dieser Frau die Macht gegeben, feindliche Herzen zu versöhnen. Sie wird vermitteln zwischen meinem Volke und dem Volke ihrer Mutter, und sie wird bemüht sein, unseren alten Priestern jene Achtung zu erhalten, welche sie verdienen.“

Die Schuldigen schrien auf. Nun war es auch den Priestern gewiß, daß hier ein himmlisches Wunder geschehen, denn ohne dieses wäre es ihnen übel ergangen.

„Und sage Deiner Mutter,“ sprach der Alte, während er Imola's Haupt an sich drückte, „daß ich ihr den Tod meiner beiden Söhne verzeihe, und daß sie mir vergeben möge, daß ich ihre einzige Tochter an diesen schlechten, wilden und

sündhaften Jungen gekettet habe, der sie nicht verdient."

Er schalt seinen vor ihm knienden Sohn und dieser küßte die Hände des Vaters.

„Du bist stark, Imola, ich hörte, was Du sprachst, während ich schlief. Es war ein langer Traum, ich bin unterdessen grau geworden. Du rissest mich aus der Finsterniß der Hölle! Ich bin ein Sünder und Verbrecher gewesen, Du hast mich verändert. Blicke auf meinen Sohn, sei gnädig und mache aus ihm einen Anderen."

Imola kniete vor dem Alten nieder und derselbe legte seine Hände auf ihr Haar.

„All meinen Segen auf Dein Haupt! Deine Nachkommen mögen bis in alle Ewigkeit glücklich sein. Und Du, mein schlechter Sohn, Dir sei mein Fluch, wenn Du jemals diese theure Frau verletzen solltest" . . Selbst der Fluch wird hier zum Segen.

Solche Wunder thut der magyarische Gott — wenn er bei guter Laune ist.

Achtes Kapitel.

Ein Bündniß.

Die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne warfen ihr rosiges Licht auf die Gegend. Die Schlachthörner der Tuhudunen und Christen erklangen hell im Morgenwind. Jetzt wurde die Fallbrücke herabgelassen, doch auf derselben erschien nicht ein kampfgerüsteter Held, sondern eine verschleierte Frau, in deren Arm ein Kind ruhte, das sie mit ihrem Mantel bedeckte.

Sie war ihrem Gatten noch nicht vor dem Altar angetraut, deshalb ziemte es sich, daß sie ihr

Haupt verschleierte und ihr Kind mit dem Mantel verhüllte.

Ihr trat kein wilder Ritter entgegen. Eine andere Frau näherte sich ihr mit stolzen Schritten und hielt in einer Hand einen Lindenzweig, in der anderen die goldene Streitaxt. Diese Frau gebot über zwanzigtausend Menschen, war deren Herr und Richter, und ihrer Tochter brachte sie nun in einer Hand den Frieden, in der andern das Urtheil.

Doch als die beiden Frauen einander gegenüberstanden und Imola den Mantel zurückschlug, so daß nun das lächelnde Antlitz des Kindes sichtbar wurde, welches seine kleinen Händchen nach der Großmutter ausstreckte, da vergaß Sarah Mike selbst das heilige Amt der Rhabonbanen. Sie warf Lindenzweig und Streitaxt fort, und mit beiden Händen griff sie nach ihrem Enkelkind. Imola fiel vor den Füßen ihrer Mutter nieder, und auch diese kniete nieder, und jetzt weinten Beide vor Freude, so daß sie all' die guten und vernünftigen Reden

vergaßen, die man bei solchen Gelegenheiten zu halten pflegt.

Doch auch die Uebrigen verstanden diese Freudenthränen. Szilamer Dpour schleuderte seinen Schild weg und lief Andreas Mike entgegen, der seine Waffen von sich geworfen hatte. Sie umarmten sich, doch nicht um zu ringen, sondern um sich zu küssen.

„Ich verzeihe Dir den Raub meiner Schwester."

„Und ich vergebe Dir den Tod meines Bruders."

Sie reichten sich die Hände und der Friede war geschlossen.

Das ganze Volk rief dreimal den Namen Jesus und die Mauern der Götterburg gaben diesen Ruf dreimal zurück. Vielleicht waren es nicht einmal die Mauern, sondern die auf denselben stehenden Menschen.

Aus dem Lager der Christen trat der Dechant, ein Klosterbruder und selbst Pater Körös hervor, als er sah, daß es hier zu keinem Kampfe kommen wird. Auch die Aussätzigen erschienen in voller

Zahl. Aus der Götterburg jedoch kamen die heidnischen Priester und begrüßten die Geistlichen. Der Horkaz Kajon erklärte, daß die Tuhudunen bereit seien, den Glauben Christi anzunehmen, ja daß selbst der alte Rhabonban damit einverstanden sei.

„Nun, meinetwegen," sagte Szilamer, „auch ich will mein Haupt unter das Wasser halten. Ich nehme Jesus Christus als himmlischen Heerführer, denn er war ein braver Mann."

„Um Gotteswillen! Lieber Sohn!" riefen der Dechant und Frau Mike ganz erschrocken.

„Gewiß, er war ein braver Mann, denn er führte ein solches Erdenleben, daß er ein Gott wurde. Ich lernte seinen Weg kennen, ihn lieben, und ich folge ihm nun. Doch erlaubet mir, daß ich den alten Herrgott, den ihr Jehovah Zebaoth nennt, von nun ab Gott der Magyaren nenne."

Der Dechant war sofort damit einverstanden, der Klosterbruder hatte aber Einiges auszusetzen.

„Und noch Eines gestattet mir. Ich entsage

allen heidnischen Opfern, verehre keine Götzen mehr, und lasse die ehemaligen Götzenbilder vernichten. Doch das Feuerfest lasset uns, denn ein solches verlangt unser Herz, und dadurch wird Niemand verletzt. Gebet ihm irgend einen heiligen Namen."

Der Dechant war damit zufrieden und der Vertrag wurde bekräftigt. Um denselben zu besiegeln, zog Szilamer den Stiefel vom Fuß, füllte ihn mit Wein und trank auf das Wohl der heiligen Dreifaltigkeit, wobei er aber anstatt Gott Vater den Gott der Magyaren anrief.

Szilamers Stiefel machte als Friedensbecher die Runde, und Niemand erschrak vor der großen Aufgabe, dieses Trinkgefäß zu leeren.

Szilamer folgte den frommen Priestern barfuß zur heiligen Quelle, wo er die Taufe empfing und dann in der Kirche mit Imola getraut wurde. Auch sein Sohn wurde getauft und erhielt, wie sein Vater, den Namen Stephan und, was den Kleinen noch mehr verwunderte, sozusagen „gesetzliche" Eltern.

Schließlich wurden die Uebrigen getauft, und die heilige Ceremonie währte einen ganzen Tag. Jetzt folgten die verschiedenen Festlichkeiten anläßlich der Geburt eines Sohnes, der Hochzeit und des Friedensschlusses, und all dies dauerte länger als eine Woche. Fürwahr, es waren gottgefällige Feste!

Neuntes Kapitel.

Die Götterburg.

. . . Wenn ich ein wirklicher Märchen-Erzähler wäre, würde ich die Geschichte vom braven Szilamer Stephan Dpour und der schönen Imola mit den Worten schließen: Sie lebten noch lange, und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie noch heute. Da aber meine Erzählung buchstäblich wahr ist, muß ich schließlich noch mittheilen, was mit der Götter-burg geschehen.

Die inneren Zwistigkeiten im Lande währten fort, bis eines Tages die Horden der Mongolen

das Land durchzogen, die Menschen im Blut ertränkten und die Städte niederbrannten. Damals ging auch der Führer Kuthen zu Grunde.

Doch all diese Verheerungen waren nicht im Stande, die Götterburg zu zerstören.

Alle Burgen und Festungen hatten die Tataren eingenommen, aber die Götterburg konnten sie nicht erobern. Die Szekler und Szeklerinnen, die beiden tapferen Dpour, ferner Mike und Andere schlugen die Angreifer mit blutigen Köpfen zurück. Nicht umsonst hatte der Gott der Magyaren ihnen einst die Botschaft gesandt: „Mit Euch werde ich kämpfen.“ Diese Burg blieb uneinnehmbar.

Erst in der Zeit Rakoczy's gelang es, die Burg zu erstürmen. Jetzt ist sie schon nicht mehr gefährlich.

Und heute sitze ich auf einem Stein, der vom Thurm der Götterburg fiel. Er ist grün von Moos. Ich betrachte die Wände und lausche dem Aufschrei der Thurmfalken und dem Flüstern der Ahornbäume.

. . . O, Du alter Gott! Gott der Magyaren! Erinnerst Du Dich noch jener Botschaft, die Du uns einst durch den alten Opour Kelend künden ließest? . . . Oder sagst auch Du: „Es ist schon so lange her, daß es gar nicht gewesen ist! . . .“

Ende.

Berliner Buchdruckerei-Actien-Gesellschaft
Setzerinnenschule des Lette-Vereins.

Inhalt des zweiten Bandes.

		Seite
1. Kapitel.	Das Leichenmahl	1
2. „	Am Sankt Annen-Teich	20
3. „	Pater Crösus	52
4. „	Die Ausgestoßenen	77
5. „	Ein undankbarer Sperling im Schwalbennest	101
6. „	Feuer auf dem Herde	122
7. „	Der Blutvertrag	171
8. „	Ein Bündniß	184
9. „	Die Götterburg	190

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Jókai, Mór,

Die Götterburg historischer Roman

Bd.: 2

(1884)

P.o.rel. 1283 e-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11678775-6